Der

Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang VI. Juli, 1853. Nro. 7.

St. Augustin's Leben und Wirken.

Fecisti nos ad Te, et inquietum est cor nostrum, donec requiescat in Te.
Aug. Confess. l. I, c. 1.

(Fortsetzung.)

§. 9. Heimreise nach Africa. Monica's Tod.

Bald nach seiner Taufe, im Sommer des Jahres 387, trat Augustin mit seinen Verwandten und Freunden die Heimreise nach Africa an, um daselbst das bereits in Cassiciacum begonnene, Gott und der Betrachtung geweihte Leben fortzusetzen. Unter ihnen war auch Evodius von Thagaste, ein gebildeter Mann, der, etwas früher getauft, nun den kaiserlichen Dienst verließ, um ebenfalls ungetheilt der höheren Welt zu leben. Bereits waren sie in Ostia an der Mündung der Tiber, etwa eine Tagreise von Rom, angekommen, bereits hatten sie die nöthigen Vorbereitungen zur Einschiffung getroffen, als der plötzliche Tod der Monica den Plan vereitelte. Die treue Seele hatte nun ihre höchste Freude, warum sie allein noch zu leben wünschte, erfahren, sie hatte den Heiland in ihres Sohnes Herzen gesehen und konnte, wie Hanna und Simeon, im Frieden dahinfahren nach der wahren Heimath, die da schöner und süßer ist, als Africa.

Eines Tages saß Augustin mit seiner Mutter an dem Gartenfenster zu Ostia und unterhielt sich mit ihr über die stille Ewigkeit und ihre heiligen Wonnen, die kein Auge gesehen und kein Ohr gehört, die aber Gott bereitet hat denen, die Ihn lieben. Lassen wir ihn selbst erzählen: „Der Vergangenheit vergessend und auf das Zukünftige gerichtet, fragten wir uns in Gegenwart der Wahrheit, wie Du bist, wie das ewige Leben der Heiligen sein werde. Und wir öffneten sehnsuchtsvoll den Mund

der Herzen nach den himmlischen Fluthen Deines Borns, des Borns des Lebens, der bei Dir ist, daß wir nach unserer Fassungskraft von ihr besprengt, diesen hochwichtigen Gegenstand sorgsam bedächten. Als nun unsere Rede dahin gelangte, daß jede Ergötzung körperlicher Sinne, in welch glänzendem Lichte auch immer betrachtet, gegen die Herrlichkeit jenes Lebens nicht einmal genannt, geschweige damit verglichen werden dürfe, da erhoben wir uns in glühender Sehnsucht dahin und durchwandelten stufenweise alles Körperliche, selbst den Himmel, von welchem Sonne, Mond und Sterne auf die Erde herniederstrahlen. Und noch höher hinauf stiegen wir im inneren Denken, Reden und Bewundern Deiner Wunderwerke, und auf unsere Seele kommend, überstiegen wir auch diese, um zu erreichen jene Sphäre der unversiegbaren Fülle, wo Du Israel in alle Ewigkeit weidest mit der Speise der Wahrheit, und wo das Leben und wo die Wahrheit ist, durch die alles gemacht ist, was da war und sein wird. Aber sie selber wird nicht, sie ist, wie sie war, und wird so immer sein; Gewesensein und Künftigsein ist gar nicht in ihr, sondern nur Sein, weil sie ewig ist, Gewesen- und Künftigsein aber nicht ewig ist. Während wir so redeten und nach ihr verlangten, berührten wir sie leise in völliger Entzückung des Herzens und seufzten auf und ließen dort angeheftet des Geistes Erstlinge zurück und kehrten wieder zum Laut unseres Mundes, wo das Wort beginnt und endet. Und gleicht es Deinem Wort, unserem Herrn, das ungealtert in sich bleibt und alles erneut? Wir sprachen also: Wenn der Tumult des Fleisches schweigt, wenn die Bilder der Erde, des Wassers, der Luft schweigen, wenn die Pole schweigen, wenn auch die Seele selbst sich schweigt und über den Gedanken ihrer selbst sich hinausschwingt, wenn Träume schweigen und die Bilder der Einbildungskraft und jegliche Sprache und jegliches Zeichen und alles schweigt, was vorübergeht und alle Dinge, die dem Aufmerksamen zurufen, daß nicht sie selbst sich gemacht, sondern daß der in Ewigkeit Lebende sie erschaffen; wenn sie nach diesem Zuruf schweigen, nachdem sie das Ohr zu dem Schöpfer gerichtet, und wenn dann nur Er allein redet, nicht mehr durch sie, sondern unmittelbar, so daß wir Sein eigenes Wort hörten, nicht durch die Zunge des Fleisches, nicht durch die Stimme eines Engels, nicht durch den Schall aus den Wolken, noch durch des Räthsels Gleichnisse, sondern Ihn selber, den wir in ihnen lieben, Ihn selbst ohne sie höreten, so wie wir uns jetzt erhoben und in des Gedankens reißendem Fluge die ewige Wahrheit berührten, welche da bleibet über alles; und wenn diese Betrachtung fortdauert und keine andern ihr fremdartigen Vorstellungen sich einmischen, wenn sie allein uns hinreißt und in sich aufnimmt und in innerlichster Wonne den Anschauenden birgt, und solches Leben ewig währet, wie wir es jetzt aufathmend in einem Augenblicke geschmeckt haben:

erfüllt sich dann nicht das Wort: „Gehe ein zu deines Herrn Freude?“ In der Ahnung, daß auch sie bald eingehehen werde zu ihres Herrn Freude, sagte Monica, von den begeisterten Worten des Sohnes ergriffen, „Sohn, was mich betrifft, nichts hat mehr Reiz für mich in diesem Leben. Was ich hier noch thun soll und weßhalb ich hier bin, weiß ich nicht; denn jede Hoffnung der Zeitlichkeit ist verzehrt. Eines war es, weßhalb ich noch eine Zeit lang zu leben wünschte, daß ich dich sehen möge einen gläubigen Christen, *) ehe denn ich sterbe. Ueber die Maaßen reichlich hat Gott mir nun dieß gewährt, daß ich dich mit Hinansetzung alles irdischen Glückes in seinem Dienste sehe. Was thue ich hier noch?“

Fünf oder sechs Tage nach diesem Gespräch und Vorschmack der ewigen Sabbathruhe der Heiligen erkrankte die gottselige Frau an einem Fieber, das in kurzer Zeit ihre Lebenskraft aufrieb. Ihre beiden Söhne waren stets um ihr Lager. Augustin war wohl jetzt mehr als je von dem Kummer gebeugt, daß er ihr so viele Thränen und Schmerzen bereitet habe und suchte sie durch die letzten Liebesdienste wo möglich zu vergüten. Monica las in seinem Herzen und versicherte ihn mit zärtlicher Liebe, daß er ja nie ein hartes Wort zu ihr gesprochen habe. Früher hatte sie immer gewünscht, in der Heimath zu sterben und neben dem Grabe ihres Gatten zu ruhen. Jetzt war dieser natürliche Wunsch der höheren Ergebung in Gottes Willen gewichen. „Bestattet hier irgendwo, sagte sie, meinen Leib und bekümmert euch um seinethalben nicht; nur dieses Eine bitte ich von euch, daß ihr an dem Altare Gottes meiner gedenket, wo ihr auch sein möget.“ †) Auf die Frage, ob es ihr nicht schrecklich sei, so fern von ihrem Vaterlande begraben zu liegen, antwortete sie: „Nichts ist ferne von Gott; auch ist nicht zu besorgen, daß er am Ende der Zeiten nicht wissen sollte, wo er mich auferwecke.“ So starb diese köstliche Seele in ihrem 56sten Jahre am neunten Tage ihrer Krankheit den seligen Tod der Gerechten in den Armen ihres Sohnes, an der Mündung der Tiber, an der Küste des Mittelmeeres, das Italien von ihrer irdischen Heimath scheidet. Noch lange nach ihrem Tode hat sie tausende von bekümmerten Müttern getröstet und aufgerichtet, zu

---

*) oder genauer nach dem Original Conf. c. IX, 10. Christianum catholicum, was unsere Leser nun nach §. 8 in seinem gehörigen Sinne verstehen werden, nämlich im Unterschiede nicht bloß von einem Paganus, sondern auch ebenso sehr von einem Christianus haereticus und schismaticus, was Augustin ja früher gewesen war.

†) IX, 11: Tantum illud vos rogo, ut ad Domini altare memineritis mei, ubi fueritis. Diese Billigung der Danksagung und Fürbitte für die Verstorbenen ist ebenfalls ein entschieden katholischer Zug, den man aber in seiner unschuldigen Form schon bis in's zweite Jahrhundert hinauf verfolgen kann.

geduldigem Warten, zur Ausdauer im Gebete aufgemuntert. Ihr Andenken bleibt der Kirche ewig theuer und gesegnet. Adeodatus schrie laut auf. Selbst Augustin konnte nur mit Gewalt den Quell der Thränen zurückdrängen und den überwältigenden Trauergefühlen, die in seinem Herzen zusammenstürmten, Ruhe gebieten. Er glaubte, es gezieme sich nicht, „eine solche Leiche mit thränenvollen Klagen und Seufzern zu ehren, mit welchen man die Sterbenden beklagen mag, deren Elend im Tode, ja deren ewigen Tod man beweint.“ Denn seine Mutter sei ja nicht elend gestorben, sondern bloß eingegangen zu ihres Herrn Freude. Als das Weinen unterdrückt war, ergriff Evodius den Psalter: „Von Gnade und Gericht will ich singen, und Dir Herr Lob sagen“ (Ps. 101, 1); und das ganze Haus stimmte ein mit der Response. Nachdem die Leiche bestattet, und nach damaliger frommer Sitte im Bewußtsein der auch durch den Tod nicht unterbrochenen Gemeinschaft der Heiligen auf dem Grabe das heil. Abendmahl gefeiert worden war, und als nun Augustin sich zu Hause allein mit seinem Gotte fand: da ließ er seinen Thränen freien Lauf und weinte heiß und lange um die, welche so viele Jahre Thränen mütterlicher Liebe und Sehnsucht um ihn zu Gott geweint hatte. Seine Leser aber bittet er, den letzten Willen seiner Mutter zu erfüllen und am Altare des Herrn ihrer danksagend und fürbittend zu gedenken. „Mögen sie mit frommem Gefühle in diesem vergänglichen Lichte meiner Eltern gedenken und meiner Brüder, die unter Dir, dem Vater, Kinder in der Mutter, der katholischen Kirche, sind, und meiner Mitbürger in dem himmlischen Jerusalem, wonach Dein Volk in der Pilgerschaft vom Ausgang bis zur Heimkehr seufzet, auf daß, was jene zuletzt von mir gefordert hat, ihr durch Vieler Gebete und Bekenntnisse reicher, als durch meine Gebete, zu Theil werde.“ *)

Mit diesen Worten endet der geschichtliche Theil der Confessionen, in welchen Augustin mit einer unbegrenzten Offenheit und im Geiste der strengsten Selbstkritik und ungeheucheltsten Demuth, Angesichts der ganzen Welt, Gott seine Sünden und Irrthümer bekennt, aber auch mit anbetendem Danke die wunderbare Hand preist, die selbst in den tiefsten Verirrungen unsichtbar über ihm waltete, die ihn in der Sorge, in den Gebeten seiner Mutter, in der besseren Neigung seines Herzens, in dem Widerstreit seines Inneren, in seiner steigenden Unruhe, in dem schmachtenden Heimweh nach Gott erfaßte und ihn endlich nach vielen Stürmen in den Hafen des Glaubens und des Friedens leitete. In dieser interessantesten und erbaulichsten Autobiographie, die je geschrieben, sehen wir den großen Kirchenlehrer aller Zeiten „im Staube liegend sich unterhalten mit Gott, sich sonnend in seiner Liebe; die Leser schweben ihm nur wie Schatten vor.“ Er nimmt sich selbst allen Ruhm,

*) IX, 13, Schluß.

alle Größe, allen Schmuck und legt sie anbetend der freien Gnade zu Füßen. Sein Grundgefühl ist: „Mein Gutes ist Deine Anordnung und Deine Gabe, mein Böses ist meine Schuld und mein Gericht.“ Keine äußere Rücksicht, sondern der innerste Drang seiner Seele hat ihn zu diesem offenen Bekenntniß bestimmt. „Ich glaube“, sagt er, „und deßhalb rede ich; Du Herr weißest es. Habe ich vor Dir nicht bekannt meine Schuld, und hast Du mir nicht vergeben die Sünde meiner Seele? Nimmer will ich mich entschuldigen, Recht haben vor Dir, der Du die Wahrheit selbst bist; nein, ich will nicht Recht haben vor Dir, denn wer kann bestehen, wenn Du die Sünde zurechnest?“ Rührend ist seine wehmüthige Klage, daß er so spät sich zum Herrn bekehrt, da eine einzige Stund des Umgangs mit Ihm alle Freuden der Welt überwiegt. „Ich habe spät Dich geliebt, Du Schönheit, so uralt und so neu, ich habe spät Dich geliebt. Und siehe! Du warst im Inneren, aber ich war draußen und suchte Dich dort. Und in Deine schöne Schöpfung stürzte ich mich in meiner Häßlichkeit, denn Du warst mit mir und ich nicht in Dir! Ferne von Dir hielt mich die Außenwelt, und wäre doch nicht, wenn sie nicht wäre in Dir. Du riefest laut und lauter und durchbrachest meine Taubheit; Du schimmertest strahlend und strahlender und schlugst meine Blindheit. Du wehtest, und ich kam zu Odem wieder und Leben und athmete in Dir. Ich kostete Dich, und hungere und dürste. Du berührtest mich, und brennend sehne ich mich nach Deinem Frieden Wenn ich einst in Dir leben werde mit allem, was in mir ist, dann wird mich verlassen Schmerz und Mühsal; ganz von Dir erfüllt, wird alles an mir Leben sein.“

Augustin schrieb seine Bekenntnisse um's Jahr 400, und schon zu seiner Zeit wurden sie von Vornehmen und Geringen mit großem Segen gelesen. Obwohl sie für allgemeinen Gebrauch nicht ganz geeignet sind, indem sie manches enthalten, was nur der Theologe und Geschichtskundige gehörig verstehen und würdigen kann: so wüßten wir doch, wenigstens was Erhabenheit, Tiefe und Salbung anbelangt, nächst der heiligen Schrift kein besseres Erbauungsbuch — selbst die Nachfolge Christi von Thomas a Kempis und Arndts wahres Christenthum nicht ausgenommen —, als Augustin's Confessionen.

§. 10. Kurzer Aufenthalt in Rom. Schriften gegen die Manichäer. Aufenthalt bei Thagaste. Ernennung zum Presbyter und Bischof.

In Folge des Todes seiner Mutter veränderte Augustin seinen Reiseplan und begab sich zunächst mit seinen Freunden nach Rom, wo er zehn Monate verweilte. Während dieser Zeit griff er seine ehemaligen Freunde, die Manichäer, öffentlich an. Zur Widerlegung ihrer Irrthümer war er besser geeignet, als irgend Einer seiner Zeitgenossen. „Ich konnte es“, sagt er in

seinen Retractationen, „nicht länger stillschweigend ertragen, daß die Manichäer durch ihr Prahlen mit ihrer falschen täuschenden Enthaltsamkeit und Mäßigkeit die Unkundigen betrogen und sich sogar über die wahren Christen, mit denen sie doch keineswegs zu vergleichen sind, erheben wollten, und so schrieb ich zwei Bücher, das eine über die Sitten der katholischen Kirche, das andere über die Sitten der Manichäer."

Gegen Herbst des Jahres 388 schiffte er nach Africa und begab sich nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Karthago bei seinem Freunde Innocentius, einem gottesfürchtigen Manne, der damals gerade durch Gebet von einer gefährlichen Krankheit befreit wurde, auf ein Landgut bei Thagaste, das er von seinem Vater nebst einigen anderen Grundstücken geerbt hatte. In buchstäblicher Befolgung des Rathes Jesu an den reichen Jüngling (Matth. 19, 21) und in Nachahmung des Beispiels vieler Heiligen der Vorzeit, verkaufte er seine Güter und gab den Erlös den Armen, behielt sich aber, wie es scheint, Wohnung und seinen nöthigen Unterhalt vor. Hier lebte er mit seinen Freunden drei Jahre in völliger Gütergemeinschaft, zurückgezogen von der Welt, im Gebet, Studium und ernster Betrachtung, nur daß er öfter von den Stadtbewohnern in geistigen und weltlichen Angelegenheiten zu Rathe gezogen wurde. Mehrere philosophische, polemische und theologische Schriften sind Früchte dieses ländlichen Aufenthalts. Schon verbreitete sich sein Ruf durch ganz Africa.

Im Jahr 391 wurde er von einem kaiserlichen Commissär nach der numidischen Seestadt Hippo Regius, dem heutigen Bona, *) gerufen. Dort angelangt, wurde er wider seinen Willen in eine öffentliche Amtsthätigkeit getrieben. Als er nämlich einst der Predigt des Bischofs Valerius, eines gebornen Griechen, zuhörte und dieser bemerkte, daß die Gemeinde eines Presbyters bedürfe, begehrte das Volk den Augustinus zu diesem Amte. Er ward bestürzt und brach in Thränen aus, er wollte seine stille asketische und literarische Muße nicht aufgeben und hielt sich untüchtig für das verantwortliche Amt. Allein er konnte den ungestümen Bitten der Gemeinde, zu denen sich auch die des Bischofs gesellten, nicht widerstehen. Er folgte der höheren Hand, die ihn, wie alle wahren Reformatoren, wider eigenen Willen auf den Schauplatz der Oeffentlichkeit riß. Nur bat er sich einige Monate zur Vorbereitung auf das neue Amt aus und trat es um Ostern 392 an. Hier sollte er nun in einer Reihe von 38 Jahren zuerst als Presbyter, dann als Bischof die reichen Schätze seines Genius zum Besten der Gemeinde und der ganzen Kirche, für seine Zeit und für kommende Jahrhunderte entfalten. Er war unentbehrlich. Es standen Kämpfe von der tiefsten und allgemeinsten Bedeutung bevor, denen nur er gewachsen war.

*) Noch heute ist er unter den dortigen Eingebornen als „der große Christ" (Rumi Kebir) bekannt.

Sein Verhältniß zum Bischof war sehr angenehm. Dieser erkannte die geistige Superiorität Augustin's bescheiden und neidlos an und gab ihr vollen Spielraum zum Besten der Kirche. So ließ er ihn z. B. häufig predigen, was die africanischen Bischöfe damals sonst nur während ihrer Abwesenheit den Presbytern übertrugen. Bald machte er ihn mit Einwilligung des Bischofs von Carthago zum Mitbischof. Als Augustin nachher erfuhr, daß eine Verordnung des Nicänischen Concils nicht zwei Bischöfe an Einer Gemeinde gestatte, setzte er auf einer karthagischen Synode den Beschluß durch, daß, um ähnliche Irregularitäten zu vermeiden, jedem Kleriker bei der Ordination die Kirchengesetze vorgelesen werden sollten.

Schon a. 395 starb Valerius, und Augustin war nun alleiniger Bischof von Hippo, was er bis zu seinem Tode blieb.

(Schluß folgt.)

Jakob Böhme,

der teutonische Theosoph.

(Schluß.)

4. Jakob Böhme und seine Sprache.

„Die Sprachen sind die Scheide, darin das Schwert des Geistes steckt.“ Ein treffendes Wort Luthers, das mit richtigem Bilde das Verhältniß zwischen Sprache und Geist als das Verhältniß zwischen Form und Inhalt bezeichnet. Es entspricht ganz dem Ausdruck des Philosopen unseres Jahrhunderts: die Sprache ist die Existenz des Geistes. Wie der Geist ist, so schafft er sich seine Sprache, als seinen Leib. Seine Eigenthümlichkeit bildet sich ab in der Sprache, wie das Schwert sich darstellt in der Form der Scheide. Das wechselnde Leben des Geistes repräsentirt sich in der Geschichte der Sprache. Wie hat sich das so schön dargestellt in der Geschichte der deutschen Zunge! In Beziehung auf den Gang ihrer Entwicklung bis auf die Gegenwart sagt ein neuerer Forscher: „Die Vollkommenheiten des ehemaligen Zustands der Deutschen Sprache sind beneidenswerth, aber sie sind unwiederbringlich; den Gewinn, den unser heutiges Deutsch, indem es jenen allmählich entsagte, errungen hat, dürfen wir für theuer, aber nicht für zu theuer gekauft halten. Damals war weder Armuth noch Rohheit, aber nun gilt eine andere Art Reichthums und andere Bildung.

Ein Hauptvortheil, die durch Niederschlag der Dialekte gegründete Herrschaft größerer Spracheinheit, konnte eben nur durch Dämpfung der sinnlichen Bestandtheile errungen werden. So war es unserem Volke beschieden!" —

Jedermann weiß, welche Stellung gerade in Hinsicht der Spracheinheit Luther in der Geschichte der deutschen Literatur einnimmt. Doch waren gar verschiedene Kräfte in alten und neuen Zeiten in Thätigkeit, unserer Sprache ihren eigenthümlichen Reichthum und diese Biegsamkeit zu verleihen, auch die feinsten Gedankenschattirungen in unendlichem Formwechsel darzustellen. Auch die Mystiker des Mittelalters und der späteren Zeit haben hiebei ihre Verdienste. Vielleicht Leibnitz, dessen Wissen so Vieles umfaßte, war der erste, der auf den Einfluß der mystischen Literatur auf die Entwicklung der deutschen Sprache aufmerksam machte, obwohl er in anderer Hinsicht dem Mysticismus gerade nicht hold war. Der Drang der Mystiker, die Geheimnisse der Welt, des Lebens, des Glaubens aus dem tiefsten Inneren des Gemüthes und Geistes heraus auszusprechen, machte sie zum Theil zu großen Künstlern in der Behandlung und Bildung des Sprachstoffes. Daher ist die mystische Literatur auch nach dieser Seite hin voll eigenthümlichen Reizes. Mag nun auch dahingestellt bleiben, ob Jakob Böhme auf die Gestaltung der deutschen Sprache irgend einen fördernden Einfluß gehabt habe, oder wie weit sich die Spuren eines solchen nachweisen lassen, so kann doch, wo von ihm überhaupt die Rede ist, die eigenthümliche Weise seines Ausdrucks, seines Styls nicht wohl übersehen werden. Was Göthe über Hamann, den nordischen Magus, sagte, gilt gewiß auch von J. B: „Der durch die sonderbare Sprachhülle hindurch wirkende Geist zog immer die Bildungslustigen wieder an, bis man, an so viel Räthseln müde und irre, sie bei Seite legte" (Annalen 1806).

Wir haben schon früher darauf aufmerksam gemacht, daß J. B. die Sprache als das Zeichen ansieht, das an sich schon die Uebererdnung des Menschen über die Thierwelt andeutet, denn „das Thier hat keine Sprache, weil es nicht aus dem Ewigen ist." Der Gedanke, daß in des Menschen Wort die gewordene weite Welt sich selbst durch den Menschen hindurch ausspreche, läßt ihn in jedem Worte einen geheimnißvollen Naturton, einen tiefen Gedanken ahnen. Der Mensch gibt der Welt und all' ihren Gestalten instinctmäßig ein sinnvolles Echo in seinem Worte. Unbewußt schlummert in der Sprache alle Philosophie; J. B. ringt damit, den Geist aus den Banden des Sprachlautes zu erlösen, sich des Gedankengehaltes der Worte zu versichern. Da kommen nun freilich seltsame Dinge zum Vorschein; gerade hier ist auch ein Punkt, wo am meisten der Mangel einer umfassenden Schulbildung, eines gewissen Vermögens an sprachlichen Kenntnissen besonders stark heraustritt. Und nicht nur die fremden Zungen entlehnten Wörter, sondern auch die der deutschen Muttersprache müssen sich gar gewaltsame Behandlung gefallen lassen. Der gute J. B. verwundert sich selbst nicht darüber, obwohl aus anderen

Gründen als wir, daß Viele ihn lesen, aber nicht fassen werden, wie er denn sagt: „ich fürchte wohl, es werde sich nicht ein jeder Kaufmann in meine Waare schicken, sintemal sie Manchem gar unbekannt wird sein, so wird auch nicht ein Jeder meine Sprache verstehen" (Aurora 13, 16). Mit löblichem Eifer weist er aber besonders die Deutschen auf ihre Sprache hin und sucht den Sinn für die Wahrheit und das Naturgefühl dieser Wurzelsprache und ihrer Formbildungen zu wecken. So ruft er aus: „Verstehe nur deine Muttersprache recht, da hast du so tiefen Grund darinnen, als in der Hebräischen und Lateinischen, ob sich gleich die Gelehrten darin erheben, wie eine stolze Braut — es kümmert nichts, ihre Kunst ist jetzt auf der Bodenneige" (Aur. 8, 73). Hätte doch J. B. sich selbst ganz und gar auf das so unendlich reiche Material eben des Deutschen beschränkt! Da weiß er seine Gedanken klar und kräftig genug auszudrücken; aber eben in der Vermischung seines tüchtigen deutschen Styles mit einer Menge fremder, aus der, früher von uns geschilderten, naturphilosophischen Schule des Paracelsus entlehnter Wörter und Begriffe liegt der größte Anstoß beim Studium der Schriften des deutschen Philosophen. Man sieht, daß er sich schwerfällig in einem fremden Element bewegt; unbekannt großentheils mit dem eigentlichen ursprünglichen Sinne dieser Fremdwörter muß er sie zu gebrauchen suchen, wie jene Schule, aus der er sie lernte; er sucht sich über das bloß memorielle, mechanische Entlehnen hinauszuhelfen; er will auch den Fremdwörtern ihren Natursinn abfühlen, aber — wie seltsam sind doch die Versuche, die er dabei anstellt! Wir könnten wohl Zeugniß genug hiefür aus allen Schriften J. B.'s anführen. Doch sei es genügend, welche Sprachphilosophie er über das lateinische Wort Sulphur (Schwefel) aufstellt, an einer charakteristischen Stelle zu ersehen. Er sagt: „das ist der Urstand der Feindschaft, daß die Natur wider den freien Willen läuft und sich ein Ding in sich selber findet: und verstehet allhie das Centrum der Natur mit dreien Gestalten. Im Urstand, als im ersten Principio, ist's Geist; im andern ist's Liebe; und im dritten Principio ist's Wesen, und heißen die drei Gestalten im dritten Principio Sulphur, Mercurius und Sal. Dieß verstehet also: „Sul ist im ersten Principio der freie Wille oder die Lust in dem Nichts zu Etwas, es ist in der Freiheit außer der Natur; Phur ist die Begierde der freien Lust und machet sich in dem Phur als in der Begierde ein Wesen. — Nun ist aber das Phur als die Begierde nicht vom Sul getrennet, es ist Ein Wort und ist auch im Urstand Ein Wesen und scheidet sich aber selber in zwo Eigenschaften, als in Freud und Leid, in Licht und Finsterniß, denn es macht zwo Welten —" (De Signat. rer. c. 2, 11 ff.). Der ist im Irrthum, welcher meint, daß hinter dem Allem nichts sei, daß J. B. selbst sich dabei nichts habe denken können; aber wenn ein alter Commentator sagt, daß „wohl zu begreifen sei", was der Autor gerade vom Worte Sulphur behauptet, wie er aus dem Ton der zwei Silben die zwei Contraste herausphilosophirt, so ist uns der Autor und der Com-

mentator doch etwas unbegreiflich (Tscheer, Einleitung u. s. f. 1718, p. 1758). J. B. ging in seinen Versuchen über die Philosophie der Sprache wirklich so weit, daß er die eigenthümliche Bedeutung der Vokale ahnte. So lesen wir (Theosoph. Fr. 2, 9): „In dem (sich) aufthuenden Leben göttlicher Einheit werden fünf lautbare Sensus in der Empfindlichkeit der Liebe des Lebens verstanden, als A. E. I. O. U., darinnen das göttliche Wollen und Wirken stehet.“ Freilich ist wieder eben so seltsam, wie dieser Gedanke nachher auf das Tetragrammaton Jehovah angewendet wird (S. auch Myst. M. 35, 49 ff.). Die mystische Deutung der Worte, ihre phonetische Analysirung zum Zwecke theosophischer Ausbeute geht oft ganz in's Abenteuerliche. Da braucht man nur etwa Aurora c. 18 zu lesen, und J. B. ist dieser Wortkünstelei auch in späteren Werken treu geblieben und vielleicht keines seiner Bücher ist so voll davon, wie das Myst. Magn. Auf dieser rein willkührlichen Wortdeutung und Lautzergliederung ruht dann gar oft, wie im Myst. Magn. hauptsächlich und zwar ohne allen Unterschied der Ursprache oder der Sprache der Uebersetzung die Erklärung der heil. Schrift. Es ist wirklich eine oft recht mühsame Arbeit, etliche wenige Gedanken als reine Goldkörner aus dem todten und schwerfälligen Material dieser eiteln und unhaltbaren Speculationen abzuscheiden. Man empfindet es als ein Unglück, daß der edle Geist in diesen Irrweg, der nimmer die Pforte ächter Schrifterkenntniß öffnen kann, hineingerathen ist. Es wird klar dabei, daß nichts der wahren Forschung mehr Eintrag thut, als wenn sie durch das Spiel lebhafter Phantasie befangen wird. Die Folge davon ist, daß der Ungebildete leicht vom falschen Schein verlockt und aus der Einfalt des Glaubens in die Irre vermeinter Erleuchtung geführt wird; daß aber zugleich dem Kenntnißreichern das Näherherzutreten oft zu sehr entleidet. Beides ist in Beziehung auf J. B. vielfach wahr geworden. Heutzutage richtet man freilich mit der Geheimnißkrämerei in der Wissenschaft nicht mehr viel aus. Vielleicht die Gefahr unseres mehr nüchternen Wissens ist die entgegengesetzte, eine selbstgefällige Flachheit, welche für das Tiefe und Geheimnißvolle verstandesstolz den Sinn verloren hat. J. B. las Bedeutsames auch nicht aus Worten allein, sondern auch aus heiligen Zeichen ab; da ist ihm nun das Kreuz besonders wichtig. Daher sagt er denn zu der Stelle 1 Mos. 22, 9: „Dieses ist nun der Ernst, als die Figur, wie Gott seinen Sohn durch Adams Kinder, als durch Abrahams Kinder, die Juden, wollte binden, das ist, unsere Sünde binden und auf das Holz legen, das ist, an's Kreuz hängen, als an die Figur der heil. Dreifaltigkeit, welche im Menschen war zu einem hölzernen, irdischen Kreuze worden, da vorhin das Lebenskreuz, als die Figur der Gottheit war in Adam geistlich und heilig gewesen, hatte sich aber in der irdischen Lust irdisch und wie hölzern gemacht: also solle auch der Tod, als das Sterben des heil. Kreuzes im Menschen, an einem hölzernen, irdischen Kreuze wieder Gott geopfert und wieder aus dem irdischen Tod in die heilige, geistliche Figur verwandelt werden.“

(Myst. M. 48, 19). Ebenso findet er tiefen theosophischen Sinn in der Gestalt des Kreises, in der Kugel, im Regenbogen und selbst in dessen verschiedenen Farben (Dreif. Leben 6, 65). Es versteht sich von selbst, daß auch die Zahlen, besonders die Dreizahl, die Siebenzahl, Zehnzahl und überhaupt die in der heil. Schrift vorkommenden und mit religiösen Ideeen in Verbindung stehenden Zahlen bei ihm eine große Rolle spielen; auch sind ihm im Grunde die Zahlen der Weissagung und die apokalyptischen von nicht mehr Bedeutung, als überhaupt jedes durch bestimmte Zahlen bezeichnete Maaß und Verhältniß, von dem die Bibel redet. Doch hat J. B. diesen Theil der mystischen Schrifterklärung bei weitem nicht so systematisch behandelt, wie das manche seiner Nachfolger noch bis in die neuere Zeit mit einem bisweilen überraschenden Scharfsinne gethan haben. Man mag sich hievon überzeugen aus den Schriften des Fürstl. Nass. Saarbr. Archivarius J. G. Hagelganß über diesen Gegenstand: Sphaera Coelestis Mystica u. s. f. und Sphaera Infernalis Mystica ex Arithmologia ac Metrologia Sacra — das ist: Höllisches Spinnenrad, darinnen das Geheimniß der Bosheit u. s. f. Frankfurt a. M. 1740. Bekannt ist, welche Spielereien die Kabbala besonders auch mit dem Zahlenwerthe der Buchstaben vieler bedeutender Namen und Wörter zur Enträthselung von allerlei Geheimnissen getrieben hat. —

Aber mit dem Deuten und Zergliedern allein konnte J. B.'s thätiger Geist sich nicht befriedigt fühlen. Er erwies sich in eigenthümlicher Form schaffend und bildend am Sprachstoff. Fremde Wörter und deutsche Wörter modelt er bisweilen in Eins zusammen und benützt sie, wie sie gerade seinem Bedürfniß nach Ausdruck seines Gedankens zu entsprechen scheinen. Man muß sich wirklich wundern über die Naivität, mit der er hiebei zu Werke geht. So ist er durchaus nicht an die Bedeutung Eigenschaft, Beschaffenheit bei dem lateinischen Worte Qualität gebunden, sondern er bringt es in unmittelbaren Zusammenhang mit dem deutschen Wurzelwort „quellen, quallen", und sagt: „Allhier muß man nun betrachten, was das Wort Qualität heißt oder ist. Es ist die Beweglichkeit, quallen oder treiben eines Dinges, als da ist die Hitze, die brennet, verzehret, treibet Alles, das in sie kommt, das nicht ihrer Eigenschaft ist u. s. f." (Auror. 1, 3). Weil es ihm an Kenntniß fremder Sprachen fehlte, ließ er sich, scheint es, je und je durch das Gefühl leiten, das ihm der Klang eines Wortes gab und erklärte sich's willkürlich. So scheint ihm das Wörtlein Idea einen besonders guten Eindruck gegeben zu haben; wie er denn vornweg von dem Buchstaben I ein höchst günstiges Vorurtheil hatte und zum Namen Jesus die Bemerkung macht: „Das I ist der Charakter des Unius, als des ewigen Einen in der göttlichen Lust, welchen Adam verlor" (Myst. M. 53, 25) Wie er aber das Idea sich idealisirt, bemerkt auch schon der alte Commentator Tscheer, wenn er sagt „es spielet der Autor mit diesem sinnreichen Wörtlein nach dem Grunde der Natursprache sehr lieblich und wunderbar." (p. 23)

Aber sicherer, als auf dem Gebiete fremder Wörter wandelt J. B. durch das reiche Feld des Deutschen, seiner ächten Muttersprache. Da zeigt sich, wie tief er den Sinn der Wurzeln und Bildungen zu fassen weiß. Mag auch unser heutiges Deutsch an seiner Weichheit und Geschmeidigkeit große Vorzüge besitzen, so mag man doch bedauern, daß so manche kräftigere Form der alten Zeit verloren ging. Zwar will uns befremden, wenn wir auch von einem „Maul der Engel“ (Auror. 6, 10 ff.) lesen müssen, oder wenn ein Mensch, dem es an der rechten Erkenntniß fehlt, genannt wird „des Teufels Mastthier.“ (Drei Prinz. 24, 11). Ebenso ist die Einmischung der vielen fremden Kunstwörter aus Paracelsischer Schule als ein reines Unglück bei J. B. zu betrachten und wenn er jenes Grundverderben des deutschen Styles, die Zusammenknetung eines charakterlosen Wirrwarrs von deutschen und französischen Brocken, wie wir das z. B. bei Zinzendorf und so vielen seiner Zeit finden, noch nicht kennt, so hat er doch manche Schwäche der Construction, die den Verfall der deutschen Sprache bezeichnet, wie er z. B. die particip. praes. in jener bekannten schwerfälligen Weise mißbraucht (Myst. M. 69, 39 und a. a. O.). Fehlt es nun auch nicht an allerlei Derbheiten und harten spitzigen Ecken, so ist doch die Leichtigkeit des Ausdrucks, die meisterhafte Wahl der treffenden Worte, die gemüthvolle Kraft der Rede bei dem sonst ungelehrten Manne zu bewundern. Bald sind seine Worte so weich und mild, die rechte Sprache eines zarten, liebevollen Gemüthes, daß man unmittelbar an mittelalterliche Mystiker, wie Heinrich Suso, erinnert wird; so sagt er (Auror. 8, 97 ff.) von der ewigen Liebe, die er zuvor „den fünften unter den sieben Geistern Gottes in der göttlichen Kraft des Vaters“ genannt hat: „O Holdseligkeit, o große Liebe, wie süße bist du, wie lieblich ist doch dein Geschmack, wie sanft riechest du doch! Ach edles Licht und Klarheit, wer kann deine Schöne vermessen! Wie zierlich ist deine Liebe, wie schön sind deine Farben! Ach und ewiglich, wer kann das aussprechen? Oder was schreibe ich doch, der ich doch nur stammle, wie ein Kind, das da reden lernt? Wem soll ich's doch vergleichen? Soll ich's der Liebe dieser Welt vergleichen — so ist es nur ein finsteres Thal, ach und groß; ich kann dich mit nichts vergleichen, als nur mit der Auferstehung von den Todten, da wird das Liebefeuer wieder aufgehen in uns und den Menschen freundlich umfangen und unser Herbes, Bitteres und Kaltes, Finsteres und Todtes wieder anzünden und uns freundlich umfangen. O edler Gast, warum bist du von uns gewichen? O Grimmigkeit und Herbigkeit, du bist Ursache! O grimmiger Teufel, was hast du gethan, der du dich und alle deine schönen Engel in die Finsterniß versenkt hast? Ach und immer ach! war doch die holdselige, schöne Liebe auch in dir, o du hochmüthiger Teufel! Warum ließest du dir nicht genügen? warst du doch ein Cherubim und war im Himmel nichts schöner als du — was suchtest du doch? Wolltest du der ganze Gott sein —!“ Und ebenso zart und sinnig sagt er (Uebersinnl. Leb. 24): „Der Jünger sprach: Wie

mag aber das bei einander stehen, daß sich ein Mensch liebe und auch hasse? Der Meister sprach: Was du dich liebest, das liebest du dich nicht als eine Deinheit, sondern als eine gegebene Liebe Gottes; du liebest den göttlichen Grund in dir, dadurch du Gottes Weisheit und Wunderwerke, sammt deinen Brüdern liebest. Was du dich aber hassest, das thust du nach der Deinheit, in welcher dir das Böse anhanget; das thust du, daß du gerne wolltest die Ichheit in dir zerbrechen und sie dir würde zu einem ganz göttlichen Grunde. Die Liebe hasset die Ichheit, darum daß die Ichheit ein tödtlich Ding ist und mögen nicht wohl beisammenstehen; denn die Liebe besitzet den Himmel und wohnet in sich selber, aber die Ichheit besitzet sich selber. Gleichwie der Himmel die Welt beherrschet und die Ewigkeit die Zeit: also auch herrschet die Liebe über das natürliche Leben." Gegenüber solchen Worten bildet freilich die Derbheit seiner Polemik, besonders gegen die römische Kirche, einen großen Contrast, wie er da unter Anderem ausruft (Drei Prinz. 19, 53 ff.): „Was aber anlanget das Pfaffengedicht von der Seelenmesse, welches sie ohne Andacht, ohne herzliche Eindringung zu Gott um Geldes willen thun, das ist Alles falsch und stehet in Babel, es hilft die Seele wenig oder nichts —. Ich sage nicht daß ein Rechtgläubiger in der Neugeburt einer Seelen, so in den Thoren der Tiefe schwebt, zwischen Himmel und Hölle, nicht könne mit seiner ernsten Ritterschaft zu Hülfe kommen; er muß aber scharf gewappnet sein, denn er hat mit Fürsten und Gewaltigen zu thun, sonst werden sie seiner spotten; als gewiß geschiehet, wenn der Pfaffe mit seinem weißen oder gleißenden Kleide voll Brunst zwischen Himmel und Hölle tritt und will mit dem Teufel fechten. O höre Pfaffe! es gehört kein Geld oder Gut dazu, auch keine selbsterwählte Heiligkeit; es ist gar ein theurer Ritter, welcher der Seele beistündig ist; wird sie in ihm nicht siegen, deine Heuchelei hilft sie nichts. Du nimmst Geld und hältst für Alle Messe, sind sie gleich im Himmel oder Hölle; du fragst nichts darnach; du bist deß auch ganz ungewiß, ohne daß du ein steter Lügner vor Gott erscheinest." Mit derselben massiven Beredtsamkeit sagt er in der Vorrede zu den drei Prinzipien (18): „Ob sich's aber nun zutrüge, daß diese Schriften möchten gelesen werden und vielleicht die Sodomitische Welt und derselben Mastsäue darüber kommen und in meinem Lustgarten wühlen, welche nichts können wissen oder verstehen, als lästern und hochmüthig ausschaliren, kennen also weder sich selber noch Gott, viel weniger seine Kinder; so will ich doch denselben nichts geschrieben haben und beschließe mein Buch mit einer festen Mauer und Riegel vor solchen Idioten und wilden Teufelskälbern, welche doch nur in des Teufels Mordgrube sitzen bis über die Ohren und kennen sich nicht, thun aber das, was der Teufel ihr Lehrmeister thut und bleiben Kinder des grimmigen Zornes Gottes. Will aber den Kindern Gottes hierinnen klar genug geschrieben haben, die Welt und Teufel mögen wüthen und toben bis in den Abgrund, denn ihr Stundenglas ist aufgesetzet, da Jeder wird ernten, was er gesäet hat, und wird Manchen das

höllische Feuer, dessen er hier keinen Glauben hat, für seinen stolzen, verächtlichen Hochmuth wohl kitzeln."

Daß sich bei einem Schriftsteller wie J. B. gar oft Dasselbe wiederholt, daß seine Lieblingsgedanken, die einmal feststehenden Gesichtspunkte, unter denen er Alles beobachtet, immer uns in seinem Werke wieder begegnen, das kann uns nicht wundern. Aber eigentlich lästig wird dieß Repetiren doch nur, wo J. B. sich in den Formeln der alchymistischen und Paracelsischen Schule bewegt. Da fühlt man sich bedrückt durch diese stereotypen Ausdrücke, welche in einzelnen Naturobjecten, in Sternen, Metallen, chemischen Producten allgemeine physische oder ethische Prinzipien wie verkörpert andeuten. Man kann sich nichts Klares dabei denken und man kommt, wie lange man oft auch nachsinnen mag, am Ende zum Schlusse, daß der Autor selbst, von dem Glanz einer fremden Terminologie bestochen, mehr auf Treu und Glauben hin, vom Reiz des Geheimnißvollen angezogen, eine Tiefe, einen Gehalt von Wissen und Wahrheit dabei annahm, daß er mehr einen Reiz dabei fühlte, auch zu den Adepten des Geheimnisses, zu den Eingeweihten zu gehören, als er sich etwas Klares hinter all' dem Wortgepränge denken konnte. Wie er aber einmal sich daran für seinen eigenen Gebrauch gewöhnt hatte, so ging ihm das Gefühl für die innere Haltungslosigkeit dieser Art von vermeintlichem Wissen mehr und mehr verloren. Dadurch leidet aber Beides, Erkenntniß und Sprache. Was Alles da für die verborgene Weisheit der Erleuchteten ausgegeben wird, ist am Ende doch nur Spiel der Phantasie; je weniger solides Wissen der Natur und ihrer einfachsten, aber allwirksamsten Elemente und Gesetze da war, desto mehr hatten sie freien Raum für ihre regellose Thätigkeit; wollte man aber ihre Einfälle in der Kosmologie und dem gesammten Naturwissen vollends systematisiren, so mußte sich eine wahre Monstrosität von Wissenschaft ausbilden. Und was Anderes waren alle diese Geheimlehren? Dieses selbst dem Experimentiren so hinderlich in den Weg tretende Einwirken der Phantasie auf das Wissen hat denn auch dem Style seiner Schriften den größten Schaden gebracht. Es ist gar nicht mehr der eigentliche J. B., sondern es ist die Schule und Schulsprache der Phantasterei des Geheimwissens, die durch ihn Dinge sagen kann, wie diese: „zur Siebenten finden wir in der Scheidung der Compaction der Metalle ein weißes kristallinisches Wasser, das ist himmlisches Wasser, als das Wasser über der Veste des Himmels, welches vom Oele geschieden wird, als ein Leib des Oeles. In den Metallen und Steinen gibt es einen weißen, kristallinischen Glast; und Venus mit seiner Eigenschaft macht's ganz weiß und ist eine silberne Art, und Venus in Sol eine güldene und Mars in Venus eine kupferne und hinwieder Venus in Mars eine eiserne — —; und ohne Venus ist kein Metall, weder der Früchten noch der Mineralien." (Myst. M. 10, 27). Und dergleichen findet sich überall in seinen Werken, obwohl in den unmittelbar erbaulichen weniger. Man muß sich aber wundern, wie J. B. solche Gedanken und solche Sprache

führen und doch dabei gegen die Philosophen und alle Lehrmeister sagen konnte: „ich brauche nicht ihrer formula und Art, sintemal ich's von ihnen nicht gelernt habe, sondern habe einen andern Lehrmeister, welcher ist die ganze Natur. Von derselben ganzen Natur mit ihrer instehenden Geburt habe ich meine Philosophiam, Astrologiam und Theologiam studirt und gelernet und nicht von Menschen oder durch Menschen" (Auror. 22, 11). Doch ist er ehrlich genug, dieß starke Wort nachher ziemlich wieder zu mildern und zu beschränken. — War aber wohl in dieser Hinsicht der Einfluß der Phantasie bei ihm schädlich, so gewinnt doch auf der anderen Seite seine Sprache durch die Lebendigkeit der Einbildungskraft den schönsten Reiz. Für trockene, logische Abstractionen war J. B. nicht geschaffen, wie es scheint; die Calculationen der Mathematik waren nicht seine Sache und er sagt öfters, daß er nicht wisse „mit dem Circulmessen umzugehen." So ist auch sein Styl nicht trocken, seine Ausdrucksweise nicht abstract, sondern er hat es stets mit dem Concreten zu thun. Er erinnert dadurch besonders an die Großmeister der neuesten Philosophie. Nicht nur, daß seine Sprache beinahe immer in ihrer eigenthümlichen Lebendigkeit zur directen Anrede wird, sondern auch seine Ausdrücke, wo er recht er selbst ist, sind durchaus concret, factisch, bildlich und Alles schillert in stetem Farbenwechsel. Er drückt bisweilen im bildlichen Worte sehr umfassende, weitgreifende Gedanken aus. So sagt er über das Wesen der Krankheit und das allgemeine Gesetz der Heilung: „Was du willst, daß dem Leibe widerfahren soll, das muß von ehe dem widerfahren, was den Leib kuriren soll; fauler Krankheit gehört ein fauler Schwefel in die Kur; deßgleichen —. Denn Krankheit ist ein Hunger: dieser begehrt nur seiner Gleichheit. Nun ist die Eigenschaft desselben Lebens, welches im Anfange seines Urstandes ist in Freuden gestanden, die Wurzel; und die Krankheit ist ihr übermäßiges Anzünden, davon die Ordnung getrennet wird; so begehret die Wurzel in ihrem Hunger die Gleichheit, die ihr durch die Anzündung genommen worden. Jetzt ist die Anzündung stärker als die Wurzel, so muß man der Anzündung ihren Hunger stillen und ihr das eingeben, was sie selber ist. — — Denn der Ursprung im Leben begehret keine andere Vielheit, sondern nur seine Gleichheit, daß es in seiner eigenen Kraft stehen, leben und brennen möge." (De sign. rer. 13, 53—58). Daß die homöopathische Schule der neuen Zeit ihr pathologisches und therapeutisches Grundprinzip in diesen Worten vom „Hunger der Krankheit", von der „Kur durch Gleiches" ausgedrückt erkannte, kann Niemand wundern. Doch möchte der erste Gedanke dieser Auffassung der Krankheit und des Heilungsprinzipes nicht auf J. B., sondern auf Paracelsus zurückzuführen sein. — Obwohl nun J. B. selbst von der Phantasie eine schlimme Meinung hegt, so daß er auch Lucifers Sturz nennt „den Fall in's Reich der Phantasie" und sagt „daß die Teufel noch darinnen leben und mögen nun nichts Anderes thun, als was der Phantasie Eigenschaft ist, nämlich Narrenteі treiben, sich verwandeln, das Wesen zer-

brechen —„ (Gnadenw. 4, 29. 30), so ist dieselbe Kraft der Seele doch bei ihm selbst so geschäftig, daß er auch seine ganze theosophische Weltanschauung unter dem Bild einer durch's Kreuz und durch innere, sich entgegengekehrte Halbkugeln getheilten Kugel, als dem Symbol des Alles in sich fassenden Urgrundes, darzustellen suchte (Vierz. Fr. 1, 105 ff.). —

Mit welcher Meisterschaft sich J. B. des rein deutschen Sprachelementes zum Ausdruck tief speculativer Gedanken zu bedienen wußte, davon zeugen so viele Stellen seiner Schriften, daß man eben bei dem hohen Genuß, den sie als das originale Geistesproduct des genialen Mannes gewähren, am meisten veranlaßt wird zu bedauern den Einfluß, den eine fremdartige, sich selbst nicht verstehende Schulsprache sonst oft auf seine literarische Thätigkeit ausgeübt hat. Das aber thut dem Genusse seiner Schreibart und seiner aus reichem Quell fließenden Gedanken keinen Eintrag, daß er Wörter in einer ihrem heutigen wissenschaftlichen Sinne entgegengesetzten Bedeutung gebraucht, daß er Vernunft sagt, wo wir Verstand setzen und umgekehrt, oder Wissenschaft sagt statt Wissen, oder mit Schiedlichkeit und Neiglichkeit Etwas bezeichnet, was durch Scheidung und Neigung nicht ausgedrückt wäre. Wie leicht er phisophische Gedanken in reinem, von fremden Lauten nicht entstelltem Deutsch zu geben vermag, das mögen uns Worte beweisen, mit welchen er jene ewige Genealogie des Logos Joh. 1, 1—3 commentirt: „Der Anfang aller Wesen ist das Wort, als das Aushauchen Gottes gewesen und Gott ist das ewige Ein gewesen von Ewigkeit und bleibet's auch in Ewigkeit. Aber das Wort ist der Ausschluß des göttlichen Willens oder der göttlichen Wissenschaft. Gleichwie die Sinne aus dem Gemüthe ausfließen und das Gemüth doch nur Ein ist, also ist auch das ewige Ein mit in dem Ausfluß des Willens gewesen, das heißt: Im Anfang war das Wort. Denn das Wort, als der Ausfluß vom Willen Gottes, ist der ewige Anfang gewesen und bleibt's ewig; denn er ist die Offenbarung des ewig Einen, damit und dadurch die göttliche Kraft in eine Wissenschaft des Etwas gebracht wird. Und verstehen wir mit dem Wort den offenbaren Willen Gottes und mit dem Wort Gott verstehen wir den verborgenen Gott, als das ewige Ein, daraus das Wort ewig entspringt. Also ist der Ausfluß des göttlichen Ein das Wort und doch Gott selber als seine Offenbarung. Dieser Ausfluß fließt aus Gott und das Ausgeflossene ist Weisheit, aller Kräfte, Farben, Tugend und Eigenschaften Anfang und Ursach. Aus solcher Offenbarung der Kräfte, darinnen sich der Wille des ewigen Ein beschaut, fleußt aus der Verstand und die Wissenschaft des Ichts, da der ewige Wille im Ichts schauet und in der Weisheit in Lust einführet zu einer Gleichniß und Ebenbildniß." (Von göttl. Beschaulichkeit 3, 1—4).

Philadelphia. W. J. M.

Stellung und Aufgabe der deutschen Nation und deutschen Theologie in der Gegenwart.

(Aus Bunsens Vorrede zu der deutschen Ausgabe seines neulichen Werkes über Hippolytus.)

Das Verhältniß der französischen, englischen und deutschen Nation, dieser drei Hauptträger der gegenwärtigen Geschichte und Civilisation, in Beziehung auf den Fortschritt der europäischen Gesittung hat vor einem Vierteljahrhundert ein geistreicher Staatsmann und gelehrter Philosoph Frankreichs zuerst von einem höheren Standpunkte aufgefaßt und mit Klarheit und Schärfe ausgesprochen. Guizot sagt, daß von den drei jetzt leitenden Völkern dem deutschen, bei unläugbarer Tiefe der Idee und Forschung, die Kunst abgehe, den Gedanken mit der Wirklichkeit zu verbinden; dem englischen, bei höchster Thatkraft und praktischem Sinne für das gemeinsame nationale Leben, die Fähigkeit mangle, die Thatsachen mit Ideen in Verbindung zu setzen und dadurch für die Menschheit auszuprägen. Der französische Geist dagegen besitze, bei geringerer Stärke jedes der beiden Elemente, vorzugsweise die eigenthümliche Fähigkeit, Thatsache und Idee zu vereinigen und den wissenschaftlichen Fortschritt des Einzelnen nutzbar zu machen für die Veredlung des gemeinsamen Lebens. Es sei durch diese lebenskräftige Verbindung, daß die Franzosen vor allen anderen Völkern auf die Gesittung und den Fortschritt der Menschheit am einflußreichsten einwirken.

Daß dieser Formel eine gewisse thatsächliche und innere Wahrheit zum Grunde liege, kann nur die verstockteste nationale Verblendung verkennen. Die Franzosen sind wirklich eine geraume Zeit das Volk der Civilisation gewesen; und Guizot kann als der beste und edelste Prophet dieser Eigenthümlichkeit seiner Nation genannt werden. Allein Civilisation ist an sich betrachtet etwas sehr Geringes; Byzanz und China hatten sie gemein mit Griechenland und Rom: und doch, welch' eine innere Verschiedenheit! Civilisation ist die natürliche Folge einer äußerlich fortgeschrittenen Verbindung des indiduell Geistigen mit dem nationalen und geselligen Leben: sie ist eine durchgebildete gesellige Kunstfertigkeit der Nation. Wie viel nun von diesem Aeußerlichen innerlich geworden, wie viel nun von dieser Kunstfertigkeit wahre lebendige Kunst, wie viel von dieser Bildung ächtes menschliches Leben sei, also Gesittung im wahren

Sinne des schönen deutschen Wortes für Civilisation, das muß erst untersucht werden. Wäre jene französische Civilisation wirklich der menschheitliche Ausdruck für die Vereinigung dessen, was in den gleichzeitigen Bestrebungen nur vereinzelt und in bloß volksthümlicher Ausprägung dasteht, so würden die Franzosen in der That für Gegenwart und Zukunft die Stellung der Griechen in der alten Welt einnehmen, und die ungeheure Aufgabe, welche der Menschheit am gegenwärtigen Welttage vorliegt, könnte nur durch die Franzosen weltgeschichtlich gelöst werden. Sie schaffen die geistige Formel für das, was der Engländer thut, und geben menschheitliches Gepräge und sociale Verwirklichung dem, was der Deutsche denkt. Sie finden den allgemein verständlichen Ausdruck für die Orakelsprüche der deutschen Philosophie und Kritik, und sie verwandeln in Gedanken die stumme Thatsache, welche der Engländer hinstellt. Als der Weltprophet für beide prägen sie deutsche Gedanken, versetzt mit englischer That, klar und bewußt aus, und setzen diese allgemein gültige Münze des Geistes für die ganze Welt mit Bewußtsein und Erfolg in Umlauf.

Allein, ist die Civilisation keine wahre, ächte, so führt sie nicht zum Leben, sondern zum Tode. Die wahre, von sittlicher Kraft getragene Gesittung breitet segensreich den Gedanken des Einzelnen über das gemeinsame Leben aus, und macht ihn zur Sitte, welche das menschliche Dasein veredelt: sie erhebt das Volksthümliche zur Menschheit und verbindet dadurch Stämme und Völker. Die falsche dagegen lügt Leben bei innerem Tode, birgt Rohheit unter äußerem Glanze, und bahnt der Barbarei den Weg durch gleißende Aeußerlichkeit. Es ist also schon an sich nicht minder gefährlich, die Geschichte der Menschheit zur Geschichte der Civilisation zu machen, als die Höflichkeit zum Maaßstabe der Sittlichkeit, oder die Ehre zum Stellvertreter der Tugend. Sollte es dem geistreichen Manne in jener merkwürdigen Einleitung zur Geschichte der französischen Gesittung entgangen sein, daß alle weltgeschichtliche Macht des Einzelnen und der Völker auf dem redlichen Glauben an die zu verkündende und durchzuführende Idee beruht, dieser Glaube aber durch den sittlichen Ernst der Nation und des Einzelnen bedingt wird? Was zuletzt entscheidet, wie in einer Schlacht, so bei dem Kampfe weltgeschichtlicher Mächte, ist die Nachhaltigkeit der Kraft, welche in der sittlichen Herrschaft über das Ich, in der Opferfähigkeit der Einzelnen besteht. Alle Wahrhaftigkeit des Lebens und alle nachhaltige Kraft, der Einzelnen wie der Völker, liegt darin, daß der Mensch das Ich nicht zum Mittelpunkte mache, nicht die Persönlichkeit, diesen vorübergehenden Träger ewiger Ideen, vergöttere, nicht Genuß und eigenen Vortheil sich als Ziel aufstelle, nicht Selbstgenügsamkeit und Eitelkeit auf den Thron setze. Er soll vielmehr, mit Hintansetzung des Selbst, frei jenen Gedanken Gottes huldigen, deren Verwirklichung die wahre Gesittung ist. Er soll das Wahre, Schöne und Gute als Selbstzweck ehren, nicht als Mittel ansehen, weder für ihn selbst, noch für eine Gesellschaft, deren Mitglied er ist. Er soll insbesondere Wahrheit

und Recht nicht betrachten als etwas, das er mache oder erfinde und mit dem er willkührlich schalten könne, sondern als das, was er eben so gut vorfindet wie die äußere Natur mit ihrem Planeten- und Sonnensysteme, ja als das ewig und allein wahrhaft Seiende. An diesem Schein hat der Mensch selbst nur Theil, insofern er in die Gesetze desselben eingeht, gerade wie er nicht athmen und gehen kann, ohne den atmosphärischen und den Gesetzen der Schwere zu gehorchen. Er muß das Princip der Selbstsucht bekämpfen und durch tägliche Liebe überwinden. Jene Vergötterung des Ich, jene Selbstsucht und Genußsucht, welche Form sie auch annehmen mag (und die einer Körperschaft ist die unverbesserlichste, die nationale die zerstörendste), sind die wahre Irreligion und Gottlosigkeit, und die eigentliche Unvernunft und Tollheit. Nun ist nicht zu leugnen, daß der französische Geist, wie er sich seit dem siebenzehnten Jahrhundert gestaltet hat, getragen wird von einer beneidenswerthen Fähigkeit, die Ideen in einer geistreichen und gefälligen Form auszuprägen. Er ist aber dem hellenischen Geiste in der alten Welt nicht ebenbürtig, nicht universell, menschheitlich, weil er nicht gleich ursprünglich und tief, nicht gleich wahrhaft und schöpferisch.

Die Gefahr der von Guizot angesprochenen Weltstellung ist die aller Menschen und Völker, welche ein großes priesterliches Amt in der Menschheit übernehmen, und denen wirklich die göttliche Kraft des Ausprägens der Gedanken und Gefühle verliehen ist. Der Beruf ist ein gefahrvoller, weil ein verantwortlicher. Die Gabe ist nicht unbedingt gegeben, sondern nur nach ewigen Gesetzen verliehen. Es kann also wohl geschehen, daß der Prophet ein Lügenprophet werde, und daß der kunstbegabte Präger, falsche Münze in Umlauf setzend, den Glauben an die ächte untergrabe; daß der Verwalter des Priesterthums der Menschheit das Heiligthum verrathe, und die Götter, welche er gestern gepredigt, heute wegwerfe und morgen lästere, um den neuen Abgott seines Ichs als den neuen Heiland der Welt zu verkünden. Was wird dann aus der Civilisation?

Guizots Formel, als Ausdruck einer ursprünglichen und nachhaltigen Kraft angenommen, und auf die nächste Zukunft angewendet, läßt außerdem wichtige Elemente aus dem Spiele. Es gibt noch andere Nationen in Europa, die mehr sind als bloße Zuschauer im großen Drama der drei Nationalitäten. Es ist vollkommen wahr, was Guizot sagt, daß dem Italiener der Glaube an die Verwirklichung der Wahrheit fehlt. Allein dieser Unglaube ist die Frucht der traurigen Wirklichkeit, welche ihn umgibt, kirchlich wie politisch. Von Natur ist der Italiener tief und glaubensfähig bei der größten Harmonie der Anlagen und Geistesgaben; er wird von Stolz und Rachsucht nicht so sehr geplagt, wie der Spanier, noch so sehr von Eitelkeit, wie der Franzose, während er mit beiden die politische Kunstfertigkeit und Klarheit mehr als theilt. Es ist ein großes Unglück, daß er seit dem sechszehnten Jahrhundert zurückgedrängt und im

großen Chore des europäischen Staatslebens fast verstummt ist. Alles Ursprüngliche aber kann sich früher oder später geltend machen. Es ist ein kaum geringeres Unglück, daß in Folge der tiefen Tragödie der celtisch-romanischen Völker, welche das Geschick seit jenem Jahrhundert vor unseren Augen abspinnt, die tiefe und großartige spanische Nation (die Engländer unter den romanischen Stämmen) ihren europäischen Einfluß auf die Neugestaltung der Welt verloren hat. Sie hat bei der Entdeckung der neuen Welt ihrer Geldgier nicht widerstanden, und ihre Dynastien haben, im Bunde mit der Hierarchie, Spaniens Uebermacht in Europa zur grausamen Unterdrückung der Freiheit mißbraucht. Vor geistiger und religiöser Freiheit hat sie seitdem so wenig Achtung gezeigt, als Glauben daran bewiesen: alles ächt römische Züge, die selbst bei ihrem Landsmanne Trajan sich nicht verläugnen. Allein wer will das Großartige, Tiefe, Opferfähige des spanischen Charakters verkennen?

Der Franzose hat vor Italienern und Spaniern dieses voraus, daß der vorherrschende Theil seines Landes, Nordfrankreich, mit Ausnahme der starr celtischen Bretagne, bedeutend germanisirt ist. Doch ist im Allgemeinen das fränkisch-deutsche Element vom celtisch-romanischen, wie in Sprache so in Geist, viel mehr umgewandelt, als von diesem das celtische überwunden worden. Paris, der jetzt einzig glänzende Punkt der französischen Civilisation, ist mehr celto-romanisch als germanisch. Seitdem Frankreich im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert einen übereinkömmlichen Frieden mit dem Romanismus einer freien redlichen germanischen Neubildung vorgezogen, und indem er diese Entscheidung mit dem Morde, und späterhin mit der Vertreibung seiner edelsten Geschlechter besiegelte, ist jene unglückselige Aeußerlichkeit eingetreten, welche ihm den Absolutismus statt der germanischen Monarchie gegeben hat, die Form statt des Wesens: also eine Freiheit ohne Selbstregierung, eine Literatur ohne wahre Gelehrsamkeit, eine Religion ohne sittlichen Ernst, eine Poesie ohne Begeisterung, Rhetorik statt Dichtung, Manier statt Styl, Mode statt Sitte. So hat Frankreich Europa eine Kunst aufgedrängt ohne Natur, das Akademische statt des Antiken, das Gefällige und Buhlende statt der unbewußten Anmuth der Alten, Zopfperrücke und Roccoco statt des Menschlichen, die Oper statt des wahren Schauspiels und das Melodrama statt der Tragödie. Es ist also ein großes Glück für die Menschheit, daß in den vereinzelten Zweigen des germanischen Stammes, in Holland und dem nur auf der Oberfläche verfranzten Belgien, in der Schweiz und in den Brüdervölkern der Deutschen, den skandinavischen Normannen, eine ungebrochene Lebenskraft und eine nicht unbedeutende Macht der Zukunft liegt. Es ist auch, im Belange der Menschheit, ein glückliches und großes Geschick, daß die Entwickelung der Vereinigten Staaten Amerikas das Uebergewicht des Germanischen und Protestantischen über das Celto-romanische und Hierarchische, der Selbstregierung über byzantinische Präfectenwissenschaft, des ächt Angelsächsischen über seine normän-

nisch-mittelalterliche Verpuppung entschieden hat, wenn auch bis jetzt in vorbeireitender und einseitiger, demokratisch-municipaler Form. Nur eine oberflächliche Ansicht kann in den Anglo-Amerikanern nichts sehen, als einen Ableger des englischen Stammes, in dem dort sich bildenden Leben bloß einen Abdruck oder ein Zerrbild Alt-Englands. Die deutschen Elemente fordern ihr Recht in dem jungen Riesenstaate, und das amerikanische Volksthum hat, selbst in seinen englischen Elementen, bereits eine große Eigenthümlichkeit hervorgebracht. Diese Eigenthümlichkeit wird politisch getragen von der Form des ausgebildeten Bundesstaates, welche jedenfalls den Vortheil hat, einen vorzeitigen und beschränkt-nationalen Abschluß zu verhüten, und keineswegs, wie der sonst treffliche Prophet der Vereinigten Staaten, Tocqueville, annimmt, nur eine mangelhafte Darstellung der Nationalität ist. Jene Eigenthümlichkeit ist hervorgegangen aus zwei großen und zukunftreichen Factoren des urgermanischen Wesens, die nur einen freien Schauplatz bedurften, um statt der alten Nord- und Ostsee das Atlantische und Stille Meer zu germanischen Oceanen zu machen. Ich meine zuvörderst den sittlichen Ernst jenes Neu-Englands der Pilgerväter, der englischen Bekenner bürgerlicher und religiöser Freiheit. Ihm steht zur Seite das ächt menschheitliche Gefühl des Gründers von Pennsylvanien und überhaupt der Gesellschaft der Freunde, in denen der geniale Geschichtschreiber seines Vaterlandes, Bancroft, ganz richtig die Apostel und Märtyrer der Idee erkannt hat, daß der Geist die Wahrheit, und das Christenthum der vollständige Sieg der Wahrheit sei. Neu-England und Pennsylvanien, durch das feudale Virginien verbunden mit der Sklaverei (jener schicksalsvoll dunkeln Grundlage der antiken Freiheit, deren Ueberwindung das große Problem der christlichen Welt ist), bedingen und bilden, bereits nach siebenzig Jahren, eine lebensvolle Individualität, und offenbaren eine neue weltgeschichtliche Phase des germanischen Geistes. Sie hat unverkennbar eigene Gefahren, aber ebenso unläugbar einen eigenen hohen Beruf für Gegenwart und Zukunft.

In allen diesen Zeichen der Zeit offenbart sich das Urkräftige des germanischen Wesens und eine aufsteigende Selbstständigkeit des deutschen Geistes, während das Celtische in seiner jetzt noch überwiegenden Verbindung mit dem übereinkömmlichen Romanischen in Süd-Europa seit dreihundert Jahren eine herabsteigende Richtung zeigt. Das bildende Element, die verjüngende Naturkraft, ist auch in den Blüthenzeiten des Romanischen doch nur das Germanische. Das deutsche Volk ist viel jünger auf dem Schauplatze der Welt, nicht bloß deßhalb, weil es, ein gläubiges und demüthiges Kind, tausend Jahre hindurch am romanischen Gängelbande einhergeschritten ist, und erst seit dreihundert Jahren begonnen hat, seine eigene Bahn zu gehen, sondern weil es innerlich frisch geblieben. Das romanische Europa hat sich 1789 nicht innerlich verjüngt, wie die germanischen Völker es 1517 thaten; deßhalb hat auch 1789 bis auf den heutigen Tag kein 1688 werden können. Um-

gekehrt, es sind die romanischen Völker, Frankreich an der Spitze, seit der Bartholomäusnacht in eine neue tragische Verwickelung eingegangen, deren erster blutiger Aufzug der vollendete, bewußte dynastische Despotismus Ludwigs des Vierzehnten war; jene große Revolution aber mit allem, was sich bis auf unsere Tage daran knüpft, ist erst der zweite.

Aber, wir wiederholen es absichtlich, es liegt dem Gedanken jenes scharfsinnigen und beredten Beobachters der europäischen Angelegenheiten eine ebenso unbestreitbare und wichtige, als tröstliche und erfreuliche Anschauung zum Grunde. Sie erscheint bei Guizot in beschränkter Form, weil er die Geschichte der Civilisation behandelt, als wäre sie die der Menschheit, und die Weltgeschichte vom französischen Mittelpunkte aus betrachtet. Entkleidet man die Anschauung von dieser Zufälligkeit, so bleibt eine Thatsache übrig, die man etwa so formeln kann: wie es jetzt in Europa steht, kann Frankreich nur ein großer Fluch oder ein großer Segen der Menschheit sein. Unsere Formel aber ist, daß nichts Europa zu retten vermag, als eine sittlich religiöse Wiedergeburt auf philosophischem so wohl als geschichtlichem Grunde, und dann eine brüderliche Vereinigung der christlichen Völker, unter denen jene drei jetzt die leitenden sind, zum großen Werke der Gesittung. Nichts wird unseren Zwiespalt sühnen, als eine solche Zusammenwirkung der Regierungen und Völker, deren Gesammtheit das Priesterthum der Menschheit jetzt anvertraut ist. Nichts kann den Mißklang der letzten drei Jahrhunderte gründlich lösen, als die Harmonie der Elemente des Wohllautes, welche die göttliche Vorsehung in die verschiedenen Glieder der christlichen Familie Europas vertheilt hat. Jedes Volk hat darin seinen Grundton, und jedes seinen Beruf: auch das glaubensstarke und leidenskräftige, todesmuthige und zukunftreiche russisch-slavische Element, welches von der Vorsehung sicherlich nicht bestimmt ist, die Geißel Europas, sondern der Verjünger des turanischen Ostens zu werden. Es würde sonst am Germanischen untergehen.

Der besondere Beruf des deutschen Volkes nun ist in dieser Aufgabe der christlichen Welt des neunzehnten Jahrhunderts ein so großer, daß, wenn ein Zweifel an demselben bei dem gebildeten Ausländer kaum zu entschuldigen, eine mißtrauische oder unmuthige Verzweiflung an ihm Seitens der Regierenden und des Volkes unverzeihlich sein würde.

Die geistige Individualität im Gebiete des Denkens und des religiös sittlichen Lebens hat sich bei dem Deutschen stärker ausgebildet, als bei irgend einer anderen Nation. Es ist ferner aus unserer Zerrissenheit nicht allein eine gewisse Kleinlichkeit in der Erscheinung, sondern auch eine falsche Stellung des Einzelnen zum Ganzen hervorgegangen. Weil jeder Theil des zerrissenen politischen Ganzen das Ganze darstellen soll, so glaubt sich leicht jeder einzelne Deutsche auf dem politischen Gebiete berufen, Alles zu thun, und setzt seine individuelle Ansicht als Ueberzeugung jeder anderen entgegen,

gern am schroffsten der seiner nächsten politischen oder kirchlichen Glaubensgenossen. Dessenungeachtet zieht sich durch das Wesen des deutschen Schriftthums und das ganze innere Leben der Deutschen im Stammlande eine geistige Einheit hindurch, welche, bei einer unendlich schwächer ausgeprägten Nationalität, unserem Volke einen rein menschlichen Charakter gibt, wie im Semitischen nur der Hebräer ihn hatte, und im klassischen Alterthum nur der Hellene. Die katholischen Dinastieen und ganz Europa hatten Deutschland im siebenzehnten Jahrhundert zerrissen, und zerrissen sind wir bei der großen Herstellung im Jahre 1815 wie nach der französischen Sturmfluth von 1848 geblieben. Seine beste Gewähr ist seine geistige Freiheit und seine Treue. Das deutsche Volk ist das Bundesvolk und deßhalb das Opfervolk der Neuzeit, wie es einst die Juden und die Griechen waren: es mag politisch untergehen, allein keine Macht der Erde wird seine Geistesfreiheit fesseln.

An dieses Element sind wir sowohl selbst, als auch diejenigen gewiesen, welche uns nicht verstehen und beurtheilen wollen. Es handelt sich deßhalb vor allem darum, über den wirklichen Stand des geistigen Lebens bei uns in's Klare zu kommen. Wir können dieses um so besser jetzt thun, da im Bewußtsein der Nation die kühnsten Schranken gefallen sind, welche die Deutschen so lange nach Dynastieen und Geistlichkeit auseinandergehalten haben.

Die Weltstellung der deutschen Wissenschaft und der deutschen Theologie insbesondere muß ermessen werden nach der Tragkraft und Einheit ihrer drei großen Lebensäußerungen. Diese sind der Umsturz des römischen Weltreichs und die Verjüngung Europas im Mittelalter: die Abschüttelung des priesterlichen Joches Roms und die kirchliche Reformation im sechszehnten Jahrhundert; endlich die Herstellung einer lebendigen Poesie, einer freien Philosophie des Geistes und einer aufbauenden Forschung in den letzten achtzig Jahren. Die erste Bewegung folgte der Auflösung der alten Welt durch das Christenthum, und verband lebenskräftig die Kunst und Gesittung von Hellas und Rom mit der neuen Welt. Deutschland war unter Karl dem Großen und den Ottonen nicht allein Frankreich, sondern auch Italien in Wissenschaft, Rede und Kunst voraus.

Die zweite Bewegung folgte fast unmittelbar auf die Zerstückelung von Byzanz und die Entdeckung Amerikas, und wurde weltgeschichtlich wichtiger als beide.

Die dritte ist in ihrem Anfange gleichzeitig mit der Gründung des angloamerikanischen Weltreiches, und geht dann selbstständig her neben der großen Revolutionserhebung der romanischen Völker, und später neben der Gründung der beiden Weltreiche unserer Hemisphäre durch die Engländer und Russen.

Das Verhältniß dieser Lebensäußerung zu den allgemeinen Weltbewegungen ist in allen drei Bewegungen dasselbe. In jeder derselben offenbart sich eine ursprüngliche und unbezwingliche Naturkraft, welche das gerade vorliegende verjüngende Werk des Geistes in der Weltgeschichte ergreift und ausführt. Na-

urwüchsig war das Eingreifen in die römische Welt; naturwüchsig die schon im deutschen Gedanken des vierzehnten Jahrhunderts vorbereitete geistige, innerliche Reformation des Christenthums. Selbstständig, naturwüchsig und sich organisch entwickelnd ist endlich die sittlich geistige Erhebung im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts, die wissenschaftliche Fortsetzung der Reformation und die Vorschule ihrer Vollendung. In allen erscheint das deutsche Element als das Priesterliche im Weltlichen, das Geistige im Politischen, das Japhetische im Kirchlichen. In allen offenbart sich eine unbezwingliche, weil die Folgen weder scheuende noch berechnende Geisteskraft, welche, getragen vom inwohnenden Glauben an den Geist und von einer freien Weltanschauung, halb bewußt, halb unbewußt eine weltumbildende Idee verfolgt und zur Geltung bringt. Dieser Idee tiefster Grund ist der sittliche Trieb nach Wahrheit; das Bedürfniß, die Einheit der Vernunft und der Wirklichkeit im Gewissen herzustellen, soweit sie verloren und sie zu verjüngen, soweit sie geschwächt war: beides im Sinne des allgemeinen Fortschrittes der Menschheit, und, obgleich angeregt sowohl vom romanischen als vom englischen Element, doch durch und durch ursprünglich.

Diese Bewegung ist noch im Fortschreiten, aber sie hat bereits Bedeutendes gewirkt und Unvergängliches die Fülle hervorgebracht. Diese jüngste Erhebung des deutschen Geistes ging aus vom Denken und Forschen über den Geist als sittlich freie Macht: und was von geistiger selbstständiger Philosophie in Europa lebt, ist unmittelbar oder mittelbar ihr Werk. Die Phantasie erhob ihren Flug auf den Schwingen des freien Gedankens des Geistes; eine eigenthümliche, tiefe und gelehrte Kritik ging ihr voraus und half ihr die Phantome der falschen Poesie verscheuchen; aber sie selbst war rein volksthümlich und menschheitlich, weil geschöpft aus dem ewig ursprünglichen Born der Natur. Daher ist sie wesentlich episch-lyrisch (Ballade) und rein lyrisch (Lied), denn das ist der poetische Ausdruck des eigentlich deutschen Bewußtseins dieser Zeit.

Aus dem Vereine der Philosophie und Poesie blühte die verjüngte geschichtliche Malerei hervor, weder zufällig noch vereinzelt. Auch sie, die beim ersten Auftreten verachtete und geschmähte, hat sich allmählig ihren Weg durch Europa gebahnt, und ist so wenig im Abnehmen oder ihres Vorrangs beraubt, als deutsches Denken, Forschung und Poesie.

Wie sehr die Nation durch jene geistigen Bewegungen wieder gestärkt war, das offenbart sich beim Kampfe der deutschen Völker gegen soldatische Usurpation und imperialistische Willkührherrschaft. Es hat sich auch bewährt durch das gesunde Fortbilden zur constitutionellen Monarchie im englischen Sinne. Trotz aller Stockungen, und trotz einer vorübergehenden revolutionären Ueberstürmung, ist doch im Großen und Ganzen nicht zu verkennen, daß von der Nation, und namentlich in Preußen, kein romantischer Luftbau von oben, kein selbstsüchtiges Spiel streitender Persönlichkeiten angestrebt wird, sondern eine naturgemäß von unten durch Selbstregierung in den städtischen und landschaft-

lichen Sphären begründete germanische Monarchie, welche die einzige redliche Abfindung mit der Republik ist. Nur Völker, bei welchen Religion und Sittlichkeit als eins betrachtet werden, sind einer solchen Fortbildung fähig, und kein Staat war für eine solche Monarchie so organisch vorbereitet, wie Preußen. Den Charakter einer solchen Monarchie einem deutschen Bundesstaate als herrschende Form der einzelnen Staaten zu Grunde zu legen, war auch das unverkennbare Streben der ungeheuern Mehrheit des deutschen Volkes.

Aller dieser nationalen Lebensäusserungen Mittelpunkt ist jedoch im höchsten Sinne keineswegs ein bloß politischer: vielmehr das sittliche Bedürfniß, die Wirklichkeit mit der Idee der aufrichtig geglaubten sittlichen Weltordnung zu versöhnen. Das heißt mit anderen Worten: die geistige Bewegung Deutschlands kann sich nur gesund durchbilden und organisch vollenden durch ihre Verbindung mit der Wirklichkeit, und diese Wirklichkeit muß eine dem Rechtsbewußtsein der Nation entsprechende sein. Indem wir nun, das Staatliche und Politische bei Seite lassend, näher auf das Kirchliche eingehen, können wir den obigen Satz so aussprechen: Der wissenschaftliche Beruf der Deutschen ist die Reform des europäischen Lebens durch tieferes Ergründen des Gedankens Christi, und durch weltgeschichtliche Durchbildung der ganzen semitischen Offenbarung. Das Gelingen dieses Werkes, die Erfüllung dieses Berufes kann allein Europa geistig retten. Das romanische Europa kann sich nicht allein helfen: aber auch England vermag das nicht.

Dieses hohen Zieles Erreichung nun steht nach meiner Ueberzeugung nur Ein großes Hinderniß entgegen, nämlich ein innerliches, wie denn überhaupt jedes Volk das kann, was es aus innerem Triebe will, sobald es bei seinem Rechte und Berufe bleibt. Dieses innere Hinderniß ist die in den deutschen Zuständen nur zu sichtbar hervortretende Trennung des Gedankens vom Handeln, der Religion vom Leben, also gewissermaaßen auch der Theologie von der Religion. Es ist ganz erklärlich, daß der deutsche Geist in Folge der Lähmung des politischen Lebens in Kirche und Staat übermäßig und einseitig auf das Denken zurückgedrängt wurde. Aber wir sind jedenfalls dadurch von einem Irrthume bedroht, den jeder sieht, nur (so scheint es) nicht wir, und den doch wir gerade in's Aug fassen sollten, wie auch nur wir ihn mit Liebe erkennen und mit herstellender Lebenskraft beseitigen können. Hierüber nun muß ich, den Regierungen und dem Volke gegenüber, offen reden. Der Schriftsteller, welcher sich freimüthig ausspricht über das, was ihm als Mangel erscheint an einer fremden Nation, unter welcher er lebt, müßte sich selbst und sein Vaterland verachten, wenn er die eigenen Zustände nicht mit voller Offenheit behandeln wollte.

Ich habe zuvörderst die Ueberzeugung, sowohl vom deutschen als europäischen Standpunkte, daß die kirchlichen und überhaupt die geistigen Fragen in der nächsten Zukunft eine noch größere Bedeutung haben müssen, als vor 1848, und daß wir ohne entschiedenes Vorwärtsgehen in Kirche und in Staat rück-

wärts gedrängt, und wo nicht untergehen, doch sicher selbst unsere geistige Stellung in Europa binnen Kurzem verlieren werden. Der Irrthum geht in seinem letzten Grunde aus der Annahme hervor, daß vor allem die Wissenschaft in sich selber vollendet werden müsse, und daß erst dann das Werk der Herstellung einer lebendigen Kirche zu beginnen habe. Diese Annahme beruht also auf naturwidriger Täuschung, als läge die Versöhnung der streitenden Gegensätze und die Wiederverbindung der geschiedenen Elemente überhaupt in dem Verstande und nicht im Gewissen, in der Theorie und Denkformel, und nicht im Handeln und Leben. Ich dagegen bin überzeugt, daß auf dem kirchlichen Gebiete das sittliche Leben als Selbstwerk, als die eigentliche Religion, vor allem Anderen anzustreben sei, und zwar von den Wissenden insbesondere. Ich bin ferner überzeugt, daß die innigste Verbindung des Gedankens und der Forschung mit der religiös kirchlichen Verwirklichung als einem Theile des öffentlichen Lebens, uns jetzt mehr als je nothwendig ist, damit wir nicht auf dem Gebiete des Denkens und Forschens selbst rückwärts gehen, sondern das Begonnene würdig vollenden.

Die Gesundheit des nationalen Daseins hängt, wie die persönliche, von dem Gleichgewichte der verschiedenen Elemente ab, aus deren vereinter Wirkung das vernünftig sittliche Leben hervorgeht. Wissenschaft und Leben, Denken und Handeln ergänzen sich gegenseitig. Nur ihre möglichst harmonische Durchdringung bringt das eine wie das andere zum richtigen Maaße; die Selbstbeschränkung ist aber das Gesetz der Menschheit und alles menschlichen Wirkens. Immer wird sich ein großer Unterschied finden wie zwischen Persönlichkeiten so zwischen Nationen. Der Deutsche wird immer mehr zum Denken, der Engländer mehr zum Handeln geneigt sein, der Franzose am geneigntesten und geschicktesten zur socialen Verarbeitung des Gedankens und zur Formulirung der That.

(Schluß folgt.)

Trost der Leidensgemeinschaft.

Als wir im Anfange Mai's von einer mehrwöchentlichen Ferienreise zurückkehrten, fanden wir eine solche Menge von Condolenzschreiben voll der herzlichsten Theilnahme mit unserer neulichen, im Aprilheft beschriebenen furchtbaren Trübsal vor, daß wir nicht umhin können, diesen bekannten und unbekannten Freunden aus verschiedenen Confessionen hiemit öffentlich unseren verbindlichsten Dank zu sagen und sie zu versichern, daß ihre Worte wie kühlender Balsam auf die noch immer nicht vernarbten Wunden der Seele träufelten. Wie die Leiden der Kinder Gottes keine gemalte, sondern wirkliche sind, so ist auch die Leidensgemeinschaft kein leerer Traum, sondern thatsächliche Erfahrung und ein reicher Quell des Trostes. Wenn Ein Glied leidet, so leiden die anderen mit; und wenn Ein Glied sich freuet, so freuen die anderen sich mit, da sie von demselben Lebensblute durchströmt und von demselben Haupte regiert werden. Besonders wohlthuend war uns dabei der Eindruck, daß am Ende doch unter den Gläubigen der verschiedenen Kirchenparteien im unsichtbaren Hintergrunde mehr Einheit und Sympathie vorhanden ist, als im öffentlichen Verkehr zu Tage tritt. Das Wichtigste ist am Ende doch nicht das specifisch Confessionelle, sondern das Allen gemeinsame Christliche und Evangelische. Dieß fühlt man am meisten in Zeiten schwerer Heimsuchung und im Angesicht des Todes und der Ewigkeit. Da reicht man sich über alle Differenzen hinaus brüderlich die Hand im gemeinsamen Gefühl der unendlichen Leerheit alles Zeitlichen und Irdischen wie der unendlichen Fülle alles Ewigen und Himmlischen, der Furchtbarkeit der Sünde und Schuld, wie der überschwenglichen Herrlichkeit der vergebenden, rettenden, heilenden und beseligenden Gnade in Christo, dem alleinigen Grunde des Heils; da vergißt man die Sectennamen und Parteizänkereien und heftet seinen Blick nur an's Kreuz, den Baum des Lebens; da legt man die dogmatischen und polemischen Systeme bei Seite und flüchtet sich in das einfach große Urbekenntniß des Petrus: „Herr, wohin sollen wir gehen, Du allein hast Worte des ewigen Lebens!" Vielleicht möchte es denjenigen unserer Leser, welche den furchtbaren Ernst des Lebens und die Leiden und Kämpfe des Christenberufs nicht bloß aus Büchern und vom Hörensagen, sondern aus eigener schmerzensreicher Erfahrung kennen, erbaulich sein, einige dieser Trostschreiben von ganz verschiedenen Richtungen her zu vernehmen, und die Verfasser werden so freundlich sein, in diesem öffentlichen Gebrauch nur einen Beweis unserer aufrichtigen Dankbarkeit und einen herzlichen Gruß zu erkennen, den wir ihnen sammt allen anderen theilnehmenden Freunden in der Nähe und Ferne heute (den 15ten Juni), als dem dritten Geburtstage unseres nach unsäglichen Leiden selig verklärten und unvergeßlichen Engelskindes zusenden. Wir beginnen mit einem Auszug aus einem vortrefflich geschriebenen Briefe einer treuen Freundin aus der Schweiz, einer überaus geist- und gemüth-

vollen und dabei tieffrommen und erfahrungsreichen Frau, einer „stillen Reformirten" im schönsten Sinne des Wortes, die auch unseren Lesern bereits als „Meta" durch einige gar liebliche und sinnreiche Gedichte bekannt ist.

Kanton Zürich, den 21sten April, 1853.

„Mein theurer Freund!

Gestern Abend brachte der Kirchenfrund — sonst jedesmal eine so liebe Erscheinung für mich — die herzergreifende Botschaft von dem Leiden und Sterben Ihres Engelskindes auch zu uns. Wenige Tage zuvor hatte das Märzheft die erste Kunde von Ihrer häuslichen Trübsal gebracht, und meine Gedanken waren viel bei Ihnen und bei dem, der allein helfen und stärken kann in solchen heißen Leiden. Doch Er, der Herr über Leben und Tod hatte schon anders über Sie und Ihren Liebling entschieden, als menschliche Liebe es begehrte. Sie haben einen bitteren Kelch gekostet! In tiefster Seele empfand ich mit Ihnen beim Lesen der erschütternden Leidensgeschichte Ihres kleinen Herzenssohnes. Das muß ein wunderbares Kind gewesen sein an Gaben und Entwicklung, recht dem ewigen Leben entgegenreifend. „Wer frühe reift, wird frühe heimgenommen", und es ist ja die stets wiederholte Erfahrung, daß solche Himmelsblumen in der rauhen Erdscholle nicht gedeihen, oder so gewaltsam geknickt werden, wie Ihr holdseliger Knabe. Bei der erschütternden Beschreibung seiner ausgestandenen Qualen wurde ich unwillkührlich an Schillers Klage erinnert: „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!" — Aber welch ein Lichtstrahl fällt in diese Nacht, wie anders fühlt sich das schneidende Weh, das in solchen Erfahrungen durch die Seele geht, wenn wir das Wort vernehmen und verstehen, das Ihnen in der Todesstunde Ihres Sohnes dargeboten wurde: „Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und erstirbt, so bleibt es allein, wenn es aber erstirbt, so bringt es viele Frucht." Ja, nur unter dem Kreuze des „Schönsten unter den Menschenkindern", da lernen wir erst verstehen, daß gerade das Schöne, das Reine, das Geliebteste in dieser irdischen Welt, der es nicht angehört, durch Leiden und Sterben zur Verklärung und Herrlichkeit gehen muß. Indem ich den namenlosen Schmerz der Eltern unter den furchtbaren Operationen und all' den langen Martern des kleinen Unschuldigen tief, bis zum Warumfragen, mit empfand, erschien mir der Gedanke unaussprechlich tröstend, daß das schuldlose Lämmchen so frühe und so eigenthümlich aufgenommen wurde in die Leidensgemeinschaft des einzigen Sündereinen, des Lammes Gottes, die das Siegel der Gemeinschaft an seiner Herrlichkeit ist. Leiden war die größte That auf Erden — die That der Welterlösung —; das weckt große Ahnungen im Blicke auf jedes Leiden, besonders ein solches opferartiges und mit dieser wunderbaren Geduld getragenes. Wie süß und selig wird der kleine Dulder nun ausruhen im Schooße seines Heilandes, als dessen Eigenthum er durch Liebe und Leiden so wunderbar bezeichnet war. O lieber Schaff, wer nur schon mit dabei wäre! Doch die Liebe Christi umschlingt ja das Dießseits und Jenseits, in ihr ist keine Trennung; die gleiche Gnade ist das Lebenselement der Vollendeten droben und der Ringenden und Kämpfenden hienieden. Ist es doch eben diese Gnade, welche die theuern Eltern des geopferten Kindes in dieser furchtbaren Leidenszeit nicht irre werden ließ an der Liebe ihres Gottes, sondern vielmehr ihren Glauben im Feuer der Trübsal bewährte, wie das Gold im Schmelzofen bewährt wird. Ja, in solchen Schmerzensnächten, in denen das Theuerste, was wir besitzen, die Gottesgaben,

an denen unsere Seele hängt, von uns abgelöst werden, liegt ein wunderbarer Segen verborgen; das sind Wege zu dem Herzen Gottes, und in der Tiefe des Leidenskelches liegt eine Kraft der Liebe Christi, wie sie eben nur in der vollen Hingabe, mit Ihm in's Sterben zu gehn empfunden wird. Sie haben es erfahren, mein theurer Freund, das habe ich Ihrem Herzenserguſſe beim Opfer Ihres Isaak wohl angefühlt. Schon Ihre Aeußerung im Märzhefte that mir so wohl und erinnerte mich lebhaft an die Worte unseres berühmten Vinet, der in seiner letzten Krankheit wiederholt zu seinen Umgebungen sagte: „O sprecht mir nur von dem A, B, C des Glaubens, alles Andere brauche ich nicht mehr." Sie verstehen mich wohl; — kein Mensch kann die Arbeit am Reiche Gottes — sei sie wissenschaftlich oder kirchlich oder die Thätigkeit freier Liebe — höher schätzen als ich, aber eine Wohlthat ist es auch, wenn der Herr die Menschenseele aus aller Arbeit heraus einmal wieder für sich allein nimmt, ein eigenes persönliches Wort — und wäre es auch ein sehr ernstes — mit ihr zu sprechen. Und dann — wenn wir solch ein „Herz von unserem Herzen" schon bei dem Herrn haben, so ist uns hienieden der Boden unter den Füßen gelockert und das „Daheim bei dem Herrn" näher gerückt worden, nicht wahr, lieber trauernder Vater des kleinen Märtyrers? — Was muß die gute Mutter nicht gelitten haben in jenen neun Schmerzenswochen! Sprechen Sie ihr meine innige, mütterliche Theilnahme aus, und sagen Sie ihr, daß über'm Weltmeer viele warme Thränen um ihren Wilhelm geflossen sind. Denn das werden Sie sich wohl denken, lieber Schaff, daß ich diese Nachricht aus Ihrem Hause und Ihrem Herzen Allen mittheilte, die Sie einst kannten; es haben Alle mit Ihnen geweint. Mir aber wurde bei dem Eingehen in Ihren Schmerz auch eine eigene Erinnerung wieder wach, denn auch ich besaß einst einen Wilhelm, freilich viel kürzer noch, als Sie den Ihrigen — wenige Wochen nur —; aber auch er war ein ausgezeichnet liebliches Kind, dessen Bild noch jetzt, nach vier und zwanzig Jahren, klar in meiner Seele lebt. Bei der Schilderung der schönen Leiche Ihres Wilhelm mußt' ich unwillkührlich auf ihn anwenden, was ich damals von meinem Wilhelm in einem Liedchen für seine Geschwister sagte. Ich füge diesen Vers für Ihre liebe Marie bei:

Wie er lag im letzten Bette
Einer Lilienknospe gleich,
Ew'gen Lebens Morgenröthe
Auf der Stirne, zart und bleich,
Süßes Lächeln um die lieben
Lippen, als vernähm' er schon
Von der Mutterliebe drüben
Des Willkommens süßen Ton.

Vielleicht, daß diese beiden Kinderseelen sich jetzt im Paradiese, das der Herr aufgeschlossen und jenem Erstling der Erlösten verheissen hat, näher sind, als hienieden die Eltern. — Aber genug: sie sind in seiner Hand und wir alle mit ihnen.

* * *

In beiden Führungen erkannte ich Sein gnädiges Walten, und überließ dankbar meine Töchter Seiner ferneren Leitung. Gleichwohl ging es für die Mutter nicht ohne viele Thränen ab — in mancher Beziehung. Auch das Beste im

Menschenleben trägt die Narben der Sünde, des Schmerzes und Todes — von innen heraus oder von außen her durch Andere uns aufgedrückt. Ist doch alles eitel unter der Sonne, der Vergänglichkeit unterworfen! Wie tief wird uns das eingegraben bei'm Brechen einer so köstlichen Lebenshoffnung, wie sie Ihnen in Ihrem Sohne brach! — Aber mit Ihnen rufe ich aus: Ich glaube Vergebung der Sünden, Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben! — und damit ist denn auch alles, alles gut, und die bitterste Trübsal erscheint zeitlich und leicht gegen der Verheißung des unbefleckten, unverwelklichen, ewigen Erbes. — Aber auch den Glauben an die Gemeinschaft der Heiligen will ich hier nicht vergessen, obwohl sie unter den schmerzlichen Mißverständnissen und Trennungen der Christen zur Zeit eben nur noch ein Glaubensartikel ist, während die Erscheinung des Geglaubten noch von Wolken der Sünde und des Irrthums bedeckt ist. Im Glauben an die unsichtbare, ewige, einst auch offenbar werdende Kirche reiche ich Ihnen über Meer und Land hinüber die Hand, fest überzeugt, daß wir Glieder einer Kette sind, die im Verborgenen sich bildet, um bedeutendere Dinge als „Tische" zu rücken und in Bewegung zu setzen. Es deuten wohl solche Erscheinungen im Reiche der Natur — wenn auch vielleicht oft mißbraucht — darauf hin, welche Kraft im Zusammenschließen entwickelt wird, wie wir es im höchsten und reinsten Sinne an jenem ersten Pfingsttage verwirklicht sehen, wo die „einmüthig Versammelten" Kräfte des Geistes empfingen, durch welche sie die Welt aus ihren Angeln rückten."

* * *

„Gott befohlen, theurer Schaff! Fahren Sie fort, mich Antheil an Ihrem Leben nehmen zu lassen, und vergessen Sie Ihr irdisches Heimathland nicht ganz, obschon die zartesten und heiligsten Bande — wie Gräber geliebter Kinder — Sie an Amerika binden. Auf Wiedersehen in der frohen Ewigkeit, wohin so mancher Theil unseres Herzens uns schon vorangegangen ist.

Ihre alte Freundin

Meta."

(Von einem Altlutheraner aus Wisconsin.)

* den 11ten Apr. 1853.

Hochgeehrter Herr Professor!

* * *

„Die Aprilnummer dieses Jahres kam mir zu Handen, als eben mein einziges Söhnlein von einer kurzen, doch gefährlichen Krankheit zu genesen begann. Innerlich noch angegriffen, wollte ich zuerst das Leichteste zum Lesen nehmen, den Artikel vom „jungen Märtyrer." Gott! ich mußte das Heft bald aus der Hand legen, ich konnte den Artikel nicht zu Ende lesen, so beschämte, so griff mich an, was ich las. Seien Sie daher versichert, Herr Professor, daß es aus einem mitfühlenden Herzen kommt, wenn ich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin Gnade zur Ergebung in den Willen des verborgenen Gottes Israels und eine reiche friedsame Frucht der Gerechtigkeit aus dieser Schmerzenssaat wünsche.

Hochachtungsvoll

Ihr

* *"

(Von einem Baptisten aus West-Pennsylvanien.)

* April 11. 1853.

„Geehrter und werther Herr!

Den im Kirchenfreund d. M. enthaltenen Bericht des schrecklichen Leidens und Dahinscheidens ihres jetzt verherrlichten Söhnleins hat mich tief, tief betroffen und gerührt. Ich habe auch einen Sohn, mein zweites Kind, nur einige Wochen jünger, als Ihr trefflicher Sohn, und mit eben demselben Namen, und der auch mir hoffnungsvoll ist. — Ich kannte Ihre harten Leiden also mit tiefstem Mitgefühl theilen. Gott, — Vater im Himmel, bewahre mich, wenn's Dein gütiger Wille ist, vor solchen schrecklichen Vaterschmerzen!

Danken Sie Gott, mein werther Herr, daß der Glaube und die Hoffnung der Religion des Heilandes Sie fähig machte, diesen Schlag zu ertragen. Aber Sie waren wohl alles Trostes bewußt, den das Evangelium Ihnen so reichlich darbietet. — Wie herrlich und himmlisch kommen zu uns in solcher dunkler Nacht der Trübsal die gesegneten, liebevollen Worte Jesu: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn solcher ist das Reich Gottes." — Das theure Kleinod, das Gott Ihnen für eine kurze Zeit gab, hat Er, ohne Zweifel in allesdurchschauender Weisheit und allesdurchdringender Liebe, wieder zu Sich genommen. Es ist wahrlich eine gesegnete Stunde für den Himmel und die Erde, wenn der verherrlichte Geist eines solchen Kindes den bevorstehenden Drangsalen, Versuchungen und Sünden dieses Lebens, im Gewand der reinsten Unschuld entfleucht zum Urquell ewiger Liebe, Freude und Gerechtigkeit. — Wie hat die Zukunft oft schon die süßesten, besten Hoffnungen betrogen! — Aber jetzt steht nicht eine einzige Wolke der Ungewißheit zwischen Ihrem sehnenden Auge und Herzen und dem ewigen Schicksal Ihres geliebten Kindes. — Als ein Engel schaut es jetzt das Angesicht Gottes. — Möge unser aller Uebergang auch so gewiß und so hoffnungsvoll sein.

Der Herr sei Ihr Freund und Tröster in allen Ihren Leiden! —

Ihr Freund

* **

(Von einem römischen Katholiken aus dem Staate Neu-York.)

* den 7ten April, 1853.

„Werthester Herr Professor!

Gestatten Sie mir, daß ich dem Zuge meines Herzens folge und an Sie, obwohl Ihnen persönlich ganz unbekannt, einige Zeilen richte. Ich lese mit Aufmerksamkeit und Interesse Ihren „Kirchenfreund" und hege aufrichtige Hochachtung gegen den Herausgeber desselben. Auch das Aprilheft des „K. F." habe ich durchlesen. Empfangen Sie die Versicherung meiner innigsten Theilnahme an dem Verluste Ihres lieben theuren Sohnes. Doch nein — nicht Verlust; ein ewiger Gewinn ist das für Sie. Ich trage Leid und freue mich mit Ihnen. Nur ein Vaterherz — ein gläubiges Vaterherz versteht Ihre Gefühle. Verehrtester Herr, auch ich bin Vater — auch ich habe vor 10 Jahren mein einziges Töchterlein im Westen begraben, und letztes Jahr meinen einzigen Sohn hier in diesem Staate. Emilie war erst 1 Jahr und 7 Monate, und Ferdinand hatte das Alter

von Ihrem Söhnlein Wilhelm, 2 Jahre und 7 Monate. Unvergeßlich ist und bleibt mir das Leben und Abscheiden dieser beiden Kindlein, und es ist mir jetzt — bei so vielen Widerwärtigkeiten und Leiden dieses trügerischen, elenden Lebens — ein unsäglicher Trost, daß die lieben unschuldigen Lämmchen aus allem Jammer gerückt sind, am Throne des Heilandes, im schönen Himmelsgarten sich ewig erfreuen, und daß sie gewiß auch an Vater und Mutter zurückdenken, für dieselben den ewigen Hohepriester bitten. — So oft ich an die lieben Kindlein denke, ist es mir wie Frühlingsluft im Mai, wie das Klingen des Abendglöckleins in der Waldkapelle, wie die melodische Musik der Nachtigall —; um keinen Preis möchte ich die Lieben wieder in diese kalte, verführerische Welt zurückwünschen. — Doch wohin gerathe ich? Ich wollte Ihnen bloß kurz meine Theilnahme ausdrücken. Verzeihen Sie, daß ich meinem bewegten Herzen so freien Lauf ließ. Aber noch ein Wort. Ueber dem Bekenntniß am Schlusse Ihres Artikels (S. 155—156 incl.) reiche ich Ihnen freudig die Hand. Gelobet sei Jesus Christus!

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ganz geringer Diener in Christo

* *"

Zeit und Raum verbieten uns, einige gar schöne englische Condolenzbriefe zu übersetzen und beizufügen, welche mir auf's Neue den Beweis geliefert haben, daß unter der Marmordecke des anglo-amerikanischen Charakters ein ebenso warmes Herz voll zarter liebevoller Theilnahme schlägt, als im Deutschen, obwohl es sich seltener in derselben offenen und gemüthlichen Weise äußert. Auch ihnen meinen herzlichen Dank!

Dr. Christian Friedrich v. Schmid. *)

Der unlängst (den 28sten März 1852) heimgegangene Professor Doctor Schmid von Tübingen wurde geboren den 25sten Mai 1794 zu Bickelsberg im Dekanat Sulz, wo sein Vater J. J. Friedrich Schmid damals Pfarrer war. Er erhielt seine wissenschaftliche Bildung zuerst in den Seminarien Denkendorf und Maulbronn, dann 1812 bis 1817 in dem evangelischen Seminar zu Tübingen, war darauf ein Jahr lang Vikar in Kirchberg, Dek. Marbach, wurde 1818 Repetent und 1821 Frühprediger und Professor in Tübingen. Fragen wir zunächst danach, wie sein neues inneres Leben entstanden ist, so gehört er zu denjenigen, deren Herzensverbindung mit Gott nie durch schwerere Versündigungen abgerissen ward, die von Kindheit auf vom Vater zum Sohn gezogen, und die in der heil. Taufe empfangene Gnade zu täglicher Erneuerung durch's ganze Leben hindurch ununterbrochen bei sich fortentwickeln ließen.

*) von einem Schüler und Freunde desselben. S. „Christenbote" 1852. No. 35. und die „Erinnerungen an Schmid." Tübingen 1852.

Auf die ungehemmte, in stillem Frieden vor sich gehende religiöse Entwicklung Schmids hatte zugleich den wohlthuendsten Einfluß die gottselige Erziehung frommer Eltern, von denen er schon in der Geburt geheiligt war, von denen er durch Wort und Beispiel die lebendigsten Anregungen zur Nachfolge Christi erhielt. Der Vater liebte von Herzen seinen Christian, mit dem er besonders in den Seminarferien manche glückliche Stunde verlebte, da er ihm durch seine guten Fortschritte in der Erkenntniß und mehr noch durch seine redliche, kindlich-natürliche Frömmigkeit viel Freude bereite. Die väterliche Sorgfalt war es auch, welche ihm die innige Liebe zum Worte Gottes und die tiefe, heilige Ehrfurcht vor demselben einpflanzte, die fortan mit seinem Wesen immer mehr zusammenwuchs. Das ewige, feste, prophetische und apostolische Wort Gottes wurde die beständige Nahrung seines nach Gnade und Wahrheit hungernden Geistes, sein erstes und oberstes und in vieler Hinsicht einziges Bildungsmittel. So konnte denn der himmlische König und Heiland, dessen Wort er unablässig studirte, dem gehorsam er lebte, von frühe an seine reichen Naturgaben göttlich verklären und in seinen heiligen Dienst ziehen.

Zu diesen seinen natürlichen Anlagen gehörte vor Allem ein reich ausgestattetes Gemüth, eine edle, herzliche Liebe zu allem, was Gottes ist unter dem Himmel, diese Anlage aber ward durch Christum und das Glaubensleben in der Gemeinschaft mit ihm verklärt zu der heiligen feurigen Liebe des Geistes, die allein dem Herrn dient und seinen Kindern, den Abtrünnigen wie den Versöhnten, zu der Liebe, die Allen Alles wird, um Alle selig zu machen, die demüthig, sanftmüthig und geduldig in den Fußstapfen des Sünderheilandes wandelt, um unsterbliche Menschengeister zum Himmel zu führen, zum ewigen, heiligen, seligen Leben in Gott.

Diese allgemeine Liebe zu aller Welt, als der mit Christi Blut erkauften und zur ewigen Seligkeit bestimmten, vermöge der er sich auch der Niedrigsten und Geringsten von Herzen annahm, und überall thätige Hand mit anlegte, wo er geistige oder leibliche Noth wahrnahm, wurzelte bei ihm in einer brünstigen, brüderlichen Liebe zu den wiedergebornen Christen und zu der Gemeinde Jesu, der er stets mit Leib und Seele zu dienen bereit war, der er sich in seltener Demuth und herzlicher Niedrigkeit anschloß, und es für seinen höchsten Ruhm betrachtete, ihr als ein innerlich verbundenes Glied anzugehören. Bei seiner wahrhaft kindlichen Demuth, die den Jüngeren und Untergebenen oft ganz vergessen ließ, daß er mit einem so hochgestellten, gelehrten und tief gegründeten Mann umging, vergab er denn doch nie auch nur das Geringste der Wahrheit und der Gerechtigkeit, und wußte gehörigen Falls seine Christen- und Amtswürde sehr wohl zu wahren und nöthigenfalls auch ein ernstes und gewichtiges Wort mitzusprechen und eine Thatkraft zu entfalten, die ihresgleichen suchte. Seine Persönlichkeit war für Freund und Feind bei aller seiner Menschenfreundlichkeit und Herzlichkeit doch stets Achtung gebietend und man konnte so recht ein Bei-

spiel an ihm sehen, wie sich in einem Johannes das Donnerskind mit dem Jünger der Liebe verbinden konnte: „Kindlein, liebet euch unter einander“, und: „Wer Sünde thut, der ist vom Teufel!“ Je herzlicher und demüthiger seine Liebe zum Licht und dessen Kindern, desto entschiedener und thatkräftiger auch sein Haß gegen die Finsterniß und ihre Sklaven. — dazu kam noch eine hohe, geistige Denkfähigkeit, ein feiner Takt, viel Scharfsinn und Klugheit; aber auch diese Anlagen gab er willig hin in die Zucht des göttlichen Geistes und des von demselben geoffenbarten heiligen Worts. Seine ganze Erkenntniß wurzelte in der ehrerbietigen Hochschätzung Christi Jesu seines Herrn und ward durch die lebendige Gemeinschaft mit ihm verklärt. Seine feste, bei ihm in tägliche Uebung übergegangene Ueberzeugung war: Wer die Brüder liebt, der ist auch ein Licht, wer in der Liebe wächst, wächst auch an geistigem Verständniß. Beide aber, Erkenntniß und Liebe, entspringen aus dem Evangelium Jesu Christi, aus dem Glaubensleben, das im Geiste Gottes das Geisteswort Gottes im Gewissen und in der Vernunft bearbeitet, und die menschliche Erkenntniß hineinbildet in die Gesetze und in den Inhalt des göttlichen Geistes, seine Weisheit und Wahrheit. Darum ließ er auch seine Vernunft gern unterthan sein dem Gehorsam Christi, und seine Erkenntniß gewann je mehr und mehr an Kraft und Leben, weil sie eine Erkenntniß des Herzens war und seinen ganzen Menschen in wesenhafter Verbindung mit der unsichtbaren göttlichen Welt erhielt. Mit dieser Erkenntniß baute sich Schmid sein theologisches System, das von um so sicherem Inhalt und dauernderem Werthe war, weil er nichts anderes wollte, als das göttliche Wahrheitssystem der heiligen Schrift wiedergeben in möglichst entsprechender menschlicher Fassung. Mit dieser Erkenntniß bearbeitete er die Reden Jesu und die Lehren der einzelnen Apostel zu einem zusammenhängenden Ganzen, dankbar nicht allein für das Wort Gottes selbst, sondern auch für die Gabe der Erkenntniß, durch welche er die Tiefe dieses Wortes ergänzte. Anbetend verweilte sein Geist ganz besonders in den Worten Jesu Christi selbst, in dem die Fülle Gottes leibhaftig wohnet, an ihm vornehmlich bildete er den Charakter seines Geistes und Lebens, treu bemüht, die Tugenden Christi durch Wort und That zu verkündigen. In Christo sah er das gottmenschliche Urbild der Vollkommenheit, in dem alle, auch die am meisten sich zu widersprechen scheinenden Seiten der menschlichen Natur zu vollendeter Harmonie unter sich und mit der göttlichen Natur geeint sind. Diese göttliche Harmonie des Lebens Christi bildete der Geist Gottes auch in sein Wesen mehr und mehr hinein, verklärte ihn in das Bild Christi von einer Klarheit zur anderen, ließ ihn im Angesicht Christi auch den Vater schauen und führte ihn den Weg nach der Vollkommenheit des Vaters. Allein so rege auch sein geistiges Leben nach allen Seiten fortschritt, so blieb er, der reichbegabte Freund Gottes, doch stets der arme Sünder, der täglich von Jesu Erbarmen lebte, der Weise und Gelehrte

blieb bis an's Ende das einfältige Kind Gottes, das sich aller Kinderherzen freute.

Seine Hauptwirksamkeit galt über dreißig Jahre insbesondere den künftigen Predigern des Evangeliums unter der studirenden Jugend; ein Vater ihr zu sein lag ihm vor allem anderen an, ihr ließ er die ganze Fülle seines Geistesle-bens zuströmen. In seinem Unterricht war immer der Mann die lebendige Darstellung dessen, was er lehrte. Wie er nicht sich selbst lebte, so lehrte er auch nicht sich selbst, sondern Jesum den Gekreuzigten und Erhöhten, die frohe Bot-schaft von der freien Gnade Gottes in Christo Jesu. Gerade das, daß er so treulich bemüht war, das Evangelium aufzufassen in dem heil. Geist, hat ihn zum ausgezeichneten Professor gebildet, zu einem Lehrer, der Menschen fischt, der nicht Köpfe, sondern Herzen bildet, und diese Herzen erfüllt mit der ganzen Weisheit Gottes und seines Wortes, auf dem ewigen Felsgrund der prophetis-chen und apostolischen Wahrheit stehend.

Auch für das Predigtamt besaß er schöne Gaben, doch waren sie von der Art, daß er selbst sie als solche betrachtete, die sich ihm erst durch die Verbindung mit der Gemeinde recht entwickelten. So gewissenhaft er sich auf seine Vorträge vorbereitete, so war es doch immer erst die persönliche Berührung mit der Ge-meinde und der sich in der Gemeindeversammlung offenbarende Geist Gottes, dem seine Predigten ihre eigenthümliche Bildung und Vollendung verdankten. Mehr noch als in seinen theologischen Vorlesungen, die er ebenfalls, ohne daß er sich streng an ein Papier band, in lebensvoller Frische zu halten pflegte, konnte man in seinen Predigten die innerlich aus der Tiefe des Herzens und des göttlichen Wortes hervorbildende Thätigkeit sehen, wie sie auch äußerlich in der Person sich darstellte, und je langsamer Anfangs oft der anspruchlose Quell sprudelte, desto breiter und voller wurde der fortreißende Strom des Wassers des ewigen Lebens, der sich nach und nach aus den verschiedenen Adern seines Geistes sammelte. Aber so sehr er auch an persönlicher Begabung die Ge-meinde überragte, so war er doch immer mit seiner Gabe an die Gemeinde ge-bunden. Predigten schreiben, bis in's Einzelne hinaus auf der Studirstube sie ausarbeiten und dann sie auswendig lernen, das konnte er bei aller Anstrengung nicht. Und doch, welche Fülle der tiefsten und köstlichsten, in unerschöpflicher Fülle auseinander hervorquellender Gedanken in seinen Vorträgen! Welche Gediegenheit nach Inhalt und oft auch nach Form. Nicht menschlicher, freier Redner war er, aber ein Redner Gottes, dem es zur Stunde gegeben wurde, er redete mit Einem Worte im Geist. Der Inhalt seiner Vorträge war das volle, lautere, klare Evangelium Christi, als die Gotteskraft, selig zu machen Alle, die daran glauben. In der Kraft, nicht in den Worten bestand ihm das Reich Gottes. „Das Himmelreich ist da!" das war immer sein Vorderglied; „thut Buße" der Schluß daraus. Je voller und reiner er die Gnade Christi anbet, desto schärfer und ernster verlangte er auch gründ-

liche Herzensänderung. Das Kreuz auf Golgatha war ihm wie die höchste Heilsbotschaft, so auch die schärfste Mahnung zur Buße, zur Glaubensthätigkeit, zu einer nur um so strengeren Buße an der Hand des alt- und neutestamentlichen Gesetzes, zu einer nur um so fleißigeren Glaubens- und Liebesthätigkeit für den gläubigen Christen, je reicher sich diesem das Leben Christi mittheilt.

Als seit dem Jahre 1848 die geistige Noth der Welt und die Nothwendigkeit einer Neubelebung der Gemeinde Christi lebendiger als je vor seine Seele trat, da trieb ihn der innere Drang der Liebe, auch in einer Privaterbauungsstunde dem Ernst der Zeit und ihrem gewaltigen Ruf zur Buße Worte zu leihen. Nicht als Professor kam er dorthin, sondern als Freund und Bruder zu Brüdern, um selbst auch zu lernen. Und das that er keineswegs darum, weil er die Flecken und Runzeln an dem gegenwärtigen Zustand der brüderlichen Gemeinschaft nicht gewahrt hätte, denn im Gegentheil war es eine Hauptsorge dieses väterlichen Priesters, daß es selbst im engeren Kreise der Christen nicht besser aussehe, daß der Hausgottesdienst selbst nur erst im Werden begriffen sei, daß so wenige von Sünden gereinigt seien und begabt mit dauerndem Frieden Gottes, der da ist in der Vergebung der Sünden durch Jesum Christum. Mit Wehmuth pflegte er zu sagen: „So viele, die den Glauben haben, haben auch noch ein Gläublein daneben; so viele Christen bleiben an ihren menschlichen Meistern hängen, statt unmittelbar sich mit dem Herrn zu vermählen und ihr menschliches, stehendes Wasser mit dem frischen göttlichen Lebensquell zu vertauschen.“ Gerade die tiefe Einsicht in diesen krankhaften Zustand so mancher gläubigen Christen trieb ihn nur um so mehr, auch der engeren Gemeinde des Herrn gegenüber, seine thätige Liebe zu erproben. Klagte er auf der einen Seite, daß die Welt nur ein seelisches Leben führe und in das Sichtbare hineingebannt sei, verschlossen für das Unsichtbare, Himmlische und Ewige, daß Satan die Sinne der Ungläubigen blende und sie unter sein grausames Joch gespannt habe, so klagte er auf der anderen, zwar nicht kleingläubig oder gar verzweifelnd, aber doch mit ernster Wehmuth, daß auch bei den Gläubigen noch vieles fehle. Indeß schaute er im Glauben von der Erde hinweg in den Himmel des erbarmungsreichen Gottes, dem es an Mitteln zur Neugeburt der Welt nicht fehle, sah auf das Blut Christi, das lauter redet als Abels Blut, und stärkte damit seine Hoffnung, daß die so heiß von ihm ersehnte Erneuerung bald komme. Er war so recht darauf aus, sich alle das zusammen zu halten, was glauben ließ, der Zeitpunkt des herannahenden Frühlings sei gekommen, da nur noch ein letzter, leichter Schnee die schon grünen wallenden Felder bedecke, und zu gewarten sei, daß wenn durch die Strahlen der himmlischen Gnadensonne dieser Schnee weggeschmolzen sei, bald das üppige Grün einer neubelebten Schöpfung den Blick erfreuen werde. Er hoffte so gerne auf eine baldige neue Erweckung der Welt und Kräftigung der Gemeinde Gottes durch die Geistesströme vom Himmel, wodurch die Gemeinde gerüstet werden werde auf ihre letzten herbsten Drangsale, auf die Kämp-

pfe mit dem kommenden Widerchristen, damit der Herr einziehen könne, um sein himmlisches Reich des Friedens auf der Erde zu gründen, als der Priesterkönig Israels und der Nationen.

Doch je langsamer der Gang der Welt diese auf Gottes Erbarmung, auf sein festes prophetisches Wort gegründete Hoffnung zu verwirklichen schien, desto eifriger wirkte und betete er. Der demüthige Arbeiter war auch der brünstigste Beter, der, von Herzen jammernd, über die Gräuel Jerusalems und den großen Schaden Josephs, die Welt auf priesterlichem Herzen trug. Er war einer der seltenen Christen, die ihre Gebete zum Vater mit denen des himmlischen Hohepriesters zu verbinden nicht aufhören.

Bei einem Menschen, von dem man in Wahrheit sagen kann: „Jesus lebet in ihm", wird dieses innere Leben Christi und des Geistes immer mächtiger, je reifer er wird an Jahren, immer klarer sein Einblick in das Geheimniß Gottes und Christi, immer reiner und kräftiger sein Glaube, seine Liebe, seine Hoffnung. Ein solches Wachsthum des inneren Geisteslebens war auch bei dem seligen Schmid in seinen letzten Jahren deutlich zu bemerken. Daß er dem Ziele seiner irdischen Bestimmung entgegengehe, daran ließen nicht allein seine körperlichen Beschwerden denken, insbesondere sein von Jahr zu Jahr zunehmendes Herzleiden, sondern noch mehr seine unverkennbare innere Ausreifung. Während er in aller Geduld und Stille die Mühseligkeit seines leiblichen Lebens trug, wurde sein Geist immer lauterer und klarer, löste sich immer mehr ab von der Welt der Sichtbarkeit und wuchs reger in die Ewigkeit hinein. Hatte man schon in früheren Jahren, besonders auch in seinen Vorlesungen, nicht selten Augenblicke heller Erleuchtung von oben wahrnehmen können, in denen alle Kräfte seines Geistes und alle Fasern seines Wesens in Bewegung geriethen, um für Gottes Ehre zu eifern, um in den Abgrund der göttlichen Weisheit und Erbauung einen besonders kühnen Griff des Glaubens und der Erkenntniß zu thun, in denen vornehmlich der Sohn Gottes seine Herrlichkeit in ihm offenbarte, so wurden nun diese ausgezeichneten Augenblicke höherer Geistesthätigkeit immer unterscheidbarer. Die innere Klarheit des Geistes schien oft auch durch die leibliche Hülle durchzubrechen, sein Antlitz strahlte, sein Auge funkelte, sein Mund sprach Worte himmlischen Lebens. Der gewaltige Eindruck solcher Augenblicke führte unwillkührlich weg von der menschlichen Person auf den großen Gott, der so hohe Gaben seinen geringen, aber theuer geliebten, hoch begnadigten Kindern verleiht. Im Bewußtsein dieser immer lebendiger in seinem Inneren sich regenden prophetischen Geistesgabe und zugleich in sehnsüchtigem Verlangen nach ihrer Steigerung klagte er dann mit Wehmuth über den in unseren Tagen so allgemeinen Mangel an prophetischer Begabung der in das Leben der Welt hineingebannten Menschheit, über ihre Schwäche auch bei den Besten. „Es ist ein Elend mit uns", konnte er sagen, „es ist erstaunlich wenig Prophetie unter uns; fast alle unsere religiöse Erkenntniß lesen und lernen wir mühsam aus Büchern

zusammen, wir sehen dem göttlichen Worte noch lange nicht in seine eigentliche Tiefe, unser Auge ist noch nicht geöffnet für seine ganze überschwängliche Herrlichkeit alten und neuen Testaments!" Mit Wehmuth, aber in hoffendem Glauben dachte er bei allen Wundern des Herrn und der Apostel daran, daß ihr Wort Kraft und Wirkung hatte, lebenschaffende That war, unsere Worte aber fast alle kraftlos verhallen. In der inbrünstigen Bitte um eine erneuerte stärkere Wirkung des heil. Geistes glaubte er, müssen sich die Gebete Aller vereinigen, damit für den inneren und äußeren Jammer der Welt Hülfe geschafft werde. So ward der Eindruck von seiner ganzen Person immer deutlicher der: Dieser Mann geht seiner Verklärung entgegen! Die eindringliche Rede, mit der er im Herbste 1851 die Predigeranstalt, diesen mit seinem Herzen so ganz verwachsenen Mittelpunkt seines akademischen Wirkens von Neuem eröffnete, lautete Manchen schon wie ein Schwanengesang, noch mehr seine letzte Predigt, die er mehrere Wochen vor seiner Krankheit hielt. So kräftige Zeugnisse man ihn auch von dieser Stätte aus hatte ablegen hören, dießmal redete er mehr als je im Geiste, und gleich als ob er ahnete, was ihm bevorstehe, nahm er dießmal einen besonders weiten Gesichtskreis, öffnete die ganze Tiefe und Breite seines väterlichen Herzens, schaute in dem samaritischen Weibe die ganze Welt und die ganze Gemeinde Gottes als eine das Wasser des ewigen Lebens noch gar nicht kennende oder kaum erst nach den ewigen Himmelskräften des oberen Heiligthums hungernde an — ausrufend: „Das ist der große Jammer der Menschheit, daß sie das Wasser des ewigen Lebens nicht hat!" Nach einiger Zeit halber Gesundheit folgten immer deutlichere Anzeichen einer schweren Krankheit, nur mit großer Anstrengung schleppte er sich zuletzt noch in seine Vorlesungen, in den Kreis seiner jugendlichen Freunde, darin ihm so wohl war. Dem Mann voll thätigen Lebens ward es schwer zuzugeben, daß ihm seine Lebenskräfte den Dienst versagten. Nachdem er in seiner letzten Vorlesung noch einmal das Lebensbild eines evangelischen Predigers mit der ganzen Kraft seiner Ueberzeugung, mit dem ganzen Nachdruck seiner Persönlichkeit vor das Geistesauge seiner Schüler gestellt und sie ermahnt hatte, nicht sich selbst zu predigen, sondern Christum, daß Er sei der Herr, ergriff ihn in der Nacht vom 5—6ten März die Krankheit so heftig, daß er seine öffentliche Wirksamkeit abbrechen mußte. Auch warteten seiner jetzt an den Pforten des Todes noch andere schwerere Kämpfe, als mit Fleisch und Blut. War er bis dahin in stillem Frieden der Kindschaft Gottes Jahre lang fast unberührt von innerlichen Kämpfen und Anfechtungen seine Pilgerstraße dahingegangen, so fühlte er sich jetzt neben der schmerzlichen Beengung durch die Leiden seines Körpers auch noch von unsichtbaren Gewalten umgeben, die wider seine Seele und deren Seligkeit so heftig zu streiten versuchten, daß ihm sein Schlafgemach oft wie eine Löwengrube verkam. Nachdem er jedoch diesen geistigen Strauß in der stillen Stärke des Gebets und des Glaubens durchgestritten, folgten Stunden des freudigen Dankes und des Tri-

umphes über die Treue Jehova's, des allgewaltigen Gottes Israels. Zugleich aber war seine körperliche Kraft wie mit Einem Male gebrochen, der Todesengel fing an Hand anzulegen. Doch er hatte bereits den Todesfürsten in Christi Kraft überwunden, und eine glaubensvolle Ruhe des Gemüthes half ihm durch alle Schmerzen der Krankheit hindurch, so heiß auch der Ofen der Trübsal ward in den letzten Wochen und Tagen. In dieser Zeit zeigte sich der demüthige Streiter Gottes besonders dankbar für brüderliche Fürbitte, und tröstete sich nun erst recht seines inneren Zusammenhangs mit der Gemeinde Jesu, den er mit wärmerer Liebe festhielt.

Das Schwellen der Hände und Füße verkündigte endlich den herannahenden Tod, der gewaltige Schlag des kranken Herzens ward immer beengender und das Athemholen beschwerlicher, so daß er nicht einmal mehr bei Nacht eine Lage gewinnen konnte, in der er seinen matten Leib durch Schlaf zu erquicken vermochte. Aber eben jetzt entfaltete sich sein Geistesleben in seiner ganzen Tiefe und Höhe, es war ein wunderbarer Segen Gottes, um diesen Dulder zu sein. Das ist doch etwas Großes, von Ewigkeit erwählt zu sein, das geht in die Ewigkeit hinein! war der Triumphgedanke, der ihn beschäftigte, und frohlockend sang er im Geiste das Siegeslied des neuen Bundes Röm. 8. Das Kreuz Christi war ihm der Lebensbaum, an dem die Früchte des ewigen Heils für die Menschheit prangen, von dem er täglich und stündlich zu pflücken er nicht aufhören wollte. Die freie Gnade Gottes in Christo blieb bis an's Ende sein fester Trost. Längst hatte er mit dem ganzen Nachdruck seiner Ueberzeugung gelehrt, daß aus der ersten Gesammtrechtfertigung des Menschen alle folgende Vergebung der Sünden im Einzelnen, alle Kraft zum neuen Leben und zur Ueberwindung des alten, als aus einer lebenskräftigen Wurzel hervorwachse, wenn nur immer der Christ im treuen Ringen nach Heiligung, auch unter Furcht und Zittern, nicht nachlasse. Diese bedeutungsvolle Wahrheit erfaßte er selbst noch einmal auf seinem Sterbelager mit ganzer Seele, rühmte sich in dem Herrn, daß seine ganze Sünde und Schuld ihm vergeben sei um Christi willen, auch alle die Schuld und Sünde, welche durch Heilung zu überwinden, er nicht mehr Zeit und Vermögen habe, daß die Gnade überschwenglich ersetze, was von seiner Seite aus noch fehle, daß die Rechtfertigung und Erneuerung Gottes seiner eigenen Heiligung weit vorausgeeilt sei. In dem Herrn rühmte er auch, daß seine Krankheit nicht mehr Strafe der Sünde sei, daß der Tod nicht mehr für ihn den Stachel der Sünde in sich trage, nur erziehende Leiden seien es, von der Liebe Gottes geschickt, um ihn in die volle Gemeinschaft der Leiden mit seinem Sohne zu führen. Er rühmte sich der Trübsal um Christi willen. Was sichtbar ist, das ist zeitlich, was aber unsichtbar ist, das ist ewig. — Das war der Standpunkt, auf den er freudigen Geistes sich stellte. Freuen wollte er sich, in alle Wege sich freuen und abermals freuen wollte er sich mit dem Apostel, als dessen Leidensgenossen er sich mit seinen geschwollenen Füßen betrachtete. Mit

demselben stellte er es ganz dem Herrn anheim, ob es mit ihm zum Leben oder zum Tod gehen solle. Der Allmacht Gottes sei es, glaubte er, ein Geringes, einen alten Mann wieder jung zu machen, daß er auffahre mit Flügeln wie ein Adler, und sollte es geschehen, wollte er gerne noch einmal die Last seiner irdischen Arbeit auf sich nehmen. Indeß erkannte er an dem täglichen Abnehmen seiner Kräfte, daß seine Stunde bald schlagen werde. „Ein Arbeiter", sagte er, „lebt von der ihm geschenkten Kraft, aber meine Kraft ist gebrochen!" Ein tiefergreifender Augenblick war es, als er zehn Tage vor seinem Tode den geliebten Seinigen mit den Worten des Apostels meldete: „Jetzt weiß ich, daß ich meine Hülle bald ablegen muß! — Es ziemt einem Christen, daß er sich seine letzte Stunde wohl vorstelle." Er sprach es, die schon gebrochene Stimme noch einmal zur alten Kraft erhebend, seine Augen blitzten zum Himmel empor, sein ganzes Wesen schien von einem Vorschmack der Verklärung eingenommen. Darauf ließ er sich das Lied lesen: „Herr, meine Leibeshütte" u. s. w., und verweilte mit besonderem Ernst bei der Bitte: „Laß meine letzten Züge nicht zu gewaltsam sein." Zum letztenmal las er noch selbst das Gebet, das er in seinen gesunden Tagen so oft anbetend bewundert hatte: „Ich preise Dich, Vater, daß Du solches den Weisen und Klugen verborgen hast" u. s. w., Matth. 11, 25., und widerholt die Arme zum Himmel erhebend: „Ja den Unmündigen!" bekennend, daß es das beständige inbrünstige Gebet seines Lebens gewesen, daß ihn Gott vor der Anmaaßung der Wissenschaft bewahren möge. Ein unmündiges Kind Christi wollte der hochbegabte Lehrer auch noch im Tode sein, ein Bruder unter christlichen Brüdern, in dieser Kindeseinfalt hat er die Krone des ewigen Lebens errungen.

In göttlichem, über alle Vernunft erhabenem Frieden erduldete er seine letzten Leiden; wenn er nicht mehr beten konnte, wenn er glaubte über Vermögen versucht zu sein, tröstete er sich frohen Muthes des in ihm wohnenden Geistes Christi, der seiner Schwachheit aufhelfe, der ihn mit unaussprechlichem Seufzen beim Vater vertrete. Dieser Geist betete in ihm fort bis zu dem Sonntage, da er mit der Gemeinde des oberen Jerusalems vereinigt wurde, welchem sein ganzes Leben zugesteuert hatte. Im Sterben wie im Leben wollte er nur des Herrn sein und bleiben. Wunderbare Fröhlichkeit nahm am Abend dieses Tages von seinem in die Klarheit des Herrn übergehenden Geiste Besitz. „Jetzt ist es mir aber ganz klar, ganz hell", so sprach er, ehe er den Seinen zum letztenmal gute Nacht wünschte, er legte sich dann nieder, athmete einige Züge etwas stark, wendete sein Haupt auf die Seite und entschlief still als ein seliges Kind Gottes. Er hatte ausgekämpft, ehe seine Hütte abgebrochen wurde, seine letzten Züge waren, wie er es erbetet hatte, nicht zu gewaltsam. Sein Sterben war nicht ein Tod, sondern ein Uebergang in's Leben, in's himmlische ewige Leben.

Die Generalsynode der lutherischen Kirche der Vereinigten Staaten.

(Correspondenz.)

Dieser Körper, der jetzt 20 Synoden aus den verschiedenen Staaten der Union umfaßt, hielt seine letzte Sitzung am 21sten Mai zu Wincheſter in Virginien. Er nahm vier neue Synoden in seinen Verband auf, die alte pennsylvanische, die von Pittsburg, vom nördlichen Illinois und von Texas. Besonders wichtig ist der Anschluß der pennsylvanischen Synode, weil sie die conservativen Elemente in jenem Körper bedeutend stärken wird. Ohne Zweifel wird sich mit der Zeit auch die Synode von Ohio anschließen, und der Lutheran Standard, ein Blatt, das seit ein Paar Jahren bedeutend an Frische und Interesse, ebenso wie an äußerer Erscheinung zugenommen hat, scheint eine Vereinigung entschieden zu begünstigen. Alle lutherischen Blätter schildern diese letzte Versammlung als sehr belebt, respectabel und interessant. Die von Einigen gehegte Befürchtung einer Spaltung ist nicht in Erfüllung gegangen; vielmehr scheinen sich offenbar die verschiedenen Zweige der lutherischen Kirche Amerikas annähern und durch gesunde kirchliche Grundsätze consolidiren zu wollen, worüber wir uns nicht nur im Interesse der lutherischen, sondern der protestantischen Kirche überhaupt nur freuen können, welcher größere Einheit gar sehr noth thut. Ueberhaupt läßt sich nicht läugnen, daß die lutherische Kirche in Amerika seit etwa fünf Jahren nicht nur numerisch sehr stark zugenommen, sondern auch innerlich sich zu regeneriren angefangen hat, und zwar durch eine immer stärker werdende Bewegung zu ihrem ursprünglichen deutsch kirchlichen und symbolischen Standpunkte hin. Der beste Beweis von der inneren Stärke dieser lutherischen Bewegung ist der, daß sie jetzt bereits Aussichten auf Herrschaft in der Generalsynode hat, welche bisher für die Trägerin jener wässerigen, latitudinarischen, nominell lutherischen, in Wahrheit aber semipuritanischen und semimethodistischen, und dabei gänzlich undeutschen Richtung galt. Der Lutheran Standard sagt von der letzten Versammlung dieses Körpers: „Nothing appeared more evident to us than the prevalence of a decidedly increased Lutheran element in the General Synod. The weight of character, talent, and influence, clearly preponderated in that direction — is becoming greater every year — is making itself more extensively felt, and is silently and effectually changing the tone and character of the churches in connection with the General Synod. Such an improvement effected in this way, is in many respects much more preferable and more likely to be permanent, than if brought about by a violent revolution."

Ein Freund, der als Mitlied der letzten Generalsynode beiwohnte, gibt uns davon in einem Briefe folgende ermunternde Schilderung:

den 30sten Mai, 1853.

Lieber Doctor!

* * *

In Winchester wurden wir mit ächter Liberalität aufgenommen und bewirthet; we were living on the fat of the land and on the goodness of Virginia hospitality. . . . Ich habe mich zuvor über den Anschluß unserer alten pennsylvanischen Synode an die lutherische Generalsynode gefreut und ich freue mich jetzt noch mehr. Den Werth der Sache lege ich nicht in ihre Beschlüsse, wie immer die Generalsynode sie fassen mag; sie hat ja ohnehin keine organisirenden Rechte. Ich verkenne auch gar nicht, wie bedeutend sie durch ihre Missions- und Erziehungsgesellschaft wirken muß. Eine größere Zukunft muß ihr und der luth. Kirche werden, wenn Ruhe, Würde, Besonnenheit und Liebe ferner in ihr die Oberhand behalten. Was mir für die Gegenwart das Bedeutendste zu sein scheint, das ist der Einfluß, den eine solche Versammlung von Repräsentanten so vieler Theile der luth. Kirche dieses Landes an sich ausüben muß; man fühlt an diesem großen Verein die Bedeutung des luth. Zweiges am Baum des Reiches Gottes; man gewinnt Muth beim Gewahrwerden einer solchen Concentration nicht unbedeutender persönlicher Tüchtigkeiten; man sieht, daß der Kirche eine nicht geringe Macht der Intelligenz, der Bildung, der Gelehrsamkeit, der Talente zu Gebote steht; man fühlt, daß bei Allen, wie immer sie auch sonst verschieden denken und wünschen und streben mögen, doch eine herzliche Liebe zur Kirche Luthers da ist; man tritt sich in brüderlichem Umgang näher und lernt sich leichter verstehen, und wer offenen Auges ist, Vergangenheit und Gegenwart vergleichen kann, der kann nicht ohne Staunen schon hier in wenig Tagen lernen, wohin der Hauptstrom des lutherisch kirchlichen Lebens seine Richtung künftig nehmen wird. Man hat in unseren Tagen überhaupt Gelegenheit, die Thorheit derer zu erkennen, die, auf Extremen vergeblich Stand zu halten bemüht, für kirchliche Zustände sich abarbeiten und Erscheinungen zu stabiliren suchen, die in einem Menschenalter sich gänzlich ausgelebt haben. Die traditionell beschränkten Vorstellungen von christlicher Religiosität halten nicht mehr Stich. Man muß aus der Kirche Christi kein Procrustesbett und auch kein Faulbett machen wollen. Gewiß es ist allüberall ein Fragen nach klaren, stichhaltigen Grundsätzen für das religiös kirchliche Leben zu bemerken, das uns ein Zeugniß ist, daß der Protestantismus sich verjüngen kann, weil er nicht dem leidigen Grundsatz der Unverbesserlichkeit weder in Lehre noch Leben huldigt. Soll ich noch ein Wort über unsere Verhandlungen in Winchester sagen, so darf ich nicht vergessen, daß ein wohlthuender Geist der Würde und Liebe sie durchwehte, der seinen Quell in der Wirkung eines höheren Lebensodems und in der freien gegenseitigen Achtung und im Gefühl der Heiligkeit der Sache hat. Noch füge ich bei, daß an den drei Abenden, die der Feier der Missions- und Erziehungsgesellschaften gewidmet waren, mehr als $2,000 dargelegt wurden, eine für die an sich kleine Gemeinde zu Winchester, die hiebei ganz besonders betheiligt war, sehr bedeutende Summe. Edles Beispiel amerikanischer Liberalität! . . . .

Dein

* * *

Meditationen.

No. 10.

Vorbereitung auf das heilige Abendmahl.

„Kommet her zu Mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid: Ich will euch erquicken.“ Matth. 11, 28.

Schmücke dich, o Seele, mit frommer Andacht zum würdigen Genusse der himmlischen Mahlzeit, die Gott selbst dir bereitet. „Kommet her zu Mir Alle“, so ladet auch dich der Heiland ein, — „die ihr mühselig und beladen seid, Ich will euch erquicken.“ „Ich bin das Brot des Lebens, das vom Himmel gekommen; wenn jemand von diesem Brote isset, der wird leben in Ewigkeit. Und das Brot, das Ich geben werde, ist Mein Fleisch, das ich geben werde für das Leben der Welt. Wer Mein Fleisch isset und Mein Blut trinket, der hat das ewige Leben, und Ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage.“ „Nehmet, esset, das ist Mein Leib, der für euch gebrochen wird. Trinket alle daraus, das ist Mein Blut des Neuen Testaments, welches vergossen wird für Viele zur Vergebung der Sünden. Solches thut, so oft ihr's trinket, zu Meinem Gedächtniß.“

Vergiß heute die Zänkereien der Gelehrten über das Mahl der ewigen Liebe und beuge dich mit heiliger Ehrfurcht vor dem tiefsten Geheimniß des Glaubens. Nahe dich zu diesen Worten nicht mit dem kalten zersetzenden Verstande, der in dem Gebiete der Sinne und der Endlichkeit befangen bleibt, sondern mit betendem Herzen, mit ahnungsvollem Gemüthe, mit kindlichem Glauben, mit heilsbegierigem Verlangen. Schwing' dich hinaus über die Natur in die Höhen der Geisterwelt, vor allem zu Ihm, Der einst am Kreuze für dich blutete, Der nun zur Rechten Gottes im Himmel sitzet und doch zugleich so gerne in dem zerknirschten und zerschlagenen Herzen auf Erden wohnet, ja Der mit Seinen gottmenschlichen Lebenskräften und Segnungen die ganze Kirche erfüllt, wie die Seele den Leib. Ergreife Ihn, den unsichtbar Gegenwärtigen, als sähest du Ihn. Denn hier ist der Höhepunkt Seines Nahens zu dir, und deines Nahens zu Ihm. Glaube zuversichtlich an Seine Verheißung: „Siehe, Ich bin bei

euch alle Tage bis an der Welt Ende!" Verabscheide in dieser heiligen Stunde alle Grübeleien und Zweifel und sei ganz Aug' und Ohr für die Offenbarung des unergründlichen Erbarmens. Siehe, wie die Lilie so begierig den erfrischenden Thau des Himmels und die belebenden Strahlen der Sonne einsaugt, und dann ihres Kelches keusche Schönheit entfaltet. Gedenke der Braut, wie ihr Herz mit den vollen Schlägen der ersten Liebe dem Bräutigam entgegenhüpft und in seiner süßen Umarmung die Welt vergißt. Blick' auf den Säugling, wie er so vertrauensvoll an der Mutter Busen hängt, wie aus seinem Auge der Friede der Unschuld glänzt, und wie um seine Lippen das Lächeln eines Engels spielt. Als Kinder müssen wir in's Reich Gottes eingehen, als Kinder Seine Wohlthaten in Empfang nehmen.

„Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das glaubet in Einfalt ein kindlich Gemüth."

Nahe dich als Kranker zum Arzte, und Er wird dich heilen: öffne alle deine Wunden, Er wird sie verbinden und mit köstlichem Balsam den Schmerz stillen; hungre nach dem Brote des Himmels, und du sollst satt werden; dürste nach dem Wasser des Lebens, und Er wird es dir in vollen Zügen zu trinken geben; mache auf die Thüren deines Herzens, und Er wird einziehen, der König der Ehren, und Abendmahl mit dir halten. O selig, die zum Abendmahl des Lammes berufen sind! Kann es eine größere Liebe, eine heiligere Wonne geben, als daß der Herr Himmels und der Erde, den die Welten nicht erfüllen, in unserem armen Sünderherzen wohnen, uns Sich selbst zum geistlichen Genusse darbieten und so enge mit uns vermählen will, daß wir wahrhaftig Fleisch von Seinem Fleische und Bein von Seinem Beine werden!

Drum schmücke dich, o Seele, zum würdigen Empfang deines himmlischen Gastes. Laß die Bilder der Erde und den vergänglichen Reiz der Sinne verschwinden, denn der Schönste der Menschenkinder nahet. Laß den Lärm des Fleisches und die Systeme menschlicher Weisheit verstummen, denn der König der untrüglichen Wahrheit öffnet Seine honigströmenden Lippen. Vergiß die Schätze und Freuden der Welt, denn Himmelsmanna und Lebenswasser wird dir geboten. Hörst du nicht die Fußtritte des Bräutigams? Siehst du nicht Sein holdseliges Lächeln, Sein schimmerndes Auge, Seinen Mund geöffnet zum Friedensgruß, Seine Hände bereit zum Segnen, Seine Arme ausgestreckt nach deiner Umarmung? Fühlst du nicht bereits die Herzensschläge unendlicher Liebe? Ja Er ist's, Er ist's, und keiner mehr! Er ist's, der Gottes- und Menschensohn, der Gekreuzigte und ewig Lebende, der Sünderfreund, der barmherzige Hohepriester, der Friedefürst, der Herzog der Seligkeit! Mein Herr und mein Gott, mein Ein und mein Alles! sieh', hier bin ich; ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn!

Kirchenchronik.

Der Jerusalemsverein in Berlin. — Der Jerusalemsverein in Berlin erläßt nachfolgenden Aufruf; „Kommt, laßt uns die Mauern Jerusalems bauen! rufen wir uns gegenwärtig ermunternd mit noch höherem Rechte und tieferer Bedeutung zu, als Nehemias es thun konnte. Denn wir wollen in Christo Jesu den ewigen Bau des geistlichen Lebens auf die alten Gründe des sichtbaren Jerusalems aufbauen. Wir wollen, so viel an uns ist, Steine bereiten und herzutragen zu diesem Bau, den der Herr der evangelischen Christenheit dieser Zeit anvertraut hat. Unser Absehen ist, mit der von Seiner Majestät dem Könige ausgegangenen Stiftung des evangelischen Bisthums zu Jerusalem Hand in Hand zu thun, was der Herr in unsere Kräfte legt, um Jerusalem wieder zu dem Orte zu machen, wo die Völker umher zusammenkommen, damit dort Gott im Geist und in der Wahrheit angebetet werde, und damit der Glanz Gottes im Evangelium ausleuchte von Zion. Zu diesem herrlichen Ziele sind die ersten Schritte geschehen durch die Stiftung des Bisthums und der mit demselben verbundenen Anstalten der englischen Kirche, durch die Errichtung der deutsch-evangelischen Gemeinde und durch die Eröffnung des Hospizes (der Pilgerherberge). Diese Einrichtungen ruhen theils auf der Freigebigkeit unseres von der Liebe zu Zion erfüllten Königs, theils auf dem Kollektenfond, der in den Gemeinden unserer Kirche aus Gaben der Liebe für das evangelische Bisthum zu Jerusalem gesammelt ist. Hieran hat sich von Seiten des Kaiserswerther Mutterhauses die Gründung eines Diakonissenhauses zu Jerusalem angeschlossen. Es gilt aber nun die fernere Entwicklung und Erweiterung dieser Anstalten, und zu seiner Zeit die Anreihung neuer Zweige des evangelischen Liebeswerkes, damit wir zwar in Demuth und Einfalt, aber auch in Kraft unser Licht als deutsch-evangelische Christen im heiligen Lande leuchten lassen und Jerusalem im wahren Sinne zur Stadt auf dem Berge werde. Dazu laden wir alle lebendigen Glieder der evangelischen Kirche hiermit auf das dringendste ein und erinnern sie an die Verheißungen, welche Jerusalem noch heute hat, an die weltgeschichtliche Stellung, welche der heiligen Stadt noch nicht genommen ist, an die noch nicht erwachsene Frucht alles des Ringens und Mühens, wie es sich in den Kreuzzügen nach jener geweihten Stätte drängte. Diese Frucht konnte und sollte nicht in äußerlichem Erbrechen der Pforte erwachsen: sie kann und darf es nur in dem Ein- und Ausgehen der heiligen, aus dem Glauben stammenden Liebe, dieser Liebe da, wo jeder Tritt an die ewige Liebe erinnert, wo von Gethsemane, von Golgatha der gekreuzigte Heiland uns zuruft: Das that ich für dich! Nun, die Stunde ist gekommen, die von Ihm in die Herzen der Seinigen gepflanzte Liebe zu vereinigen und zeugen zu lassen, die Einheit der evangelischen Kirche kräftig vor die Augen der Welt zu stellen, und den anderen christlichen Kirchen im heiligen Lande, wie den nicht-christlichen Umwohnern das helle Glaubenslicht strahlen zu lassen! Zu dem Ende legen wir die Statuten unseres Jerusalemsvereins mit der freudigen Hoffnung der deutsch-evangelischen Kirche vor, daß sie für ihre

Pflicht gegen Jerusalem wachen, und durch Gaben der Liebe, vor allem aber durch Bildung von Jerusalemsvereinen, die sich uns als Hülfsvereine zugesellen, dieses Erwachen bezeugen werde.

Berlin, den 2ten Dez. 1852.

Der Vorstand des Jerusalemsvereins zu Berlin.

Dr. Hoffmann, Hof- und Domprediger (Schifferstr. 8.), Präsident des Vereins. Dr. Lehnerdt, Konsistorialrath und Professor (Anhaltischestr. 4.), Vicepräsident. Ohneforge, Dom-Hülfsprediger (Artilleriestr. 13.), Sekretär. Lic. Strauß, Divisionsprediger (Dorotheenstr. 94.), Sekretär. Westphal, Major z. D. (Frankfurterstr. 49.) Schatzmeister. Berner, Prediger. Erbkam, K. Bauinspektor. Lic. Dr. Erdmann, Divisionsprediger. Kaiser, Prediger. Kirsch, Prediger. Knak, Prediger. Dr. v. Mühler, Oberkonsistorialrath."

Statuten des Jerusalemsvereins zu Berlin.

§. 1. Unter dem Namen „Jerusalemsverein" hat sich zu Berlin ein Verein gebildet, um die in dem heiligen Lande in Folge der Stiftung des evangelischen Bisthums zu Jerusalem hervorgerufenen deutsch-evangelischen Anstalten und Unternehmungen, wie das Hospiz (oder Pilgerherberge), das Diakonissenhaus zu Jerusalem u. a., zu unterstützen, zu erweitern und zu vermehren.

§. 2. Die Mitglieder und Wohlthäter des Vereins können ihre Beiträge entweder dem Vereine zu gewissenhafter Verwendung und Vertheilung überlassen, oder für einzelne der bezeichneten Anstalten und Unternehmungen bestimmen. Die für Diakonissenanstalten des heiligen Landes bestimmten Gaben an Geld und Naturalien wird der Verein dem Mutterhause zu Kaiserswerth übergeben.

§. 3. Die Geschäfte des Vereins leitet ein Vorstand, welcher aus einem Präsidenten, einem Vicepräsidenten, einer dem Bedürfniß angemessenen Zahl von Mitgliedern und Sekretären, und einem Schatzmeister besteht. Der Vorstand ergänzt und erweitert sich selbst.

§. 4. Der Verein ladet zur Stiftung ähnlicher „Jerusalemsvereine" ein, welche sich demselben unter entsprechenden Statuten als Hülfsvereine anschließen. Sehr willkommen wird die Thätigkeit besonderer, für unseren Zweck wirkender „Frauenvereine" sein.

§. 5. Jährlich, möglichst um die Zeit des 21sten Jan., als der Jahresfeier des Bisthums zu Jerusalem, wird ein Jahresfest gefeiert, an welchem von der Verwendung der Gaben Rechenschaft abgelegt, und über den Fortgang der deutsch-evangelischen Kirche im heiligen Lande Bericht erstattet wird.

Berl. Allg. Kztg.

Krummacher gegen Leo. — Da wir neulich Leo's Urtheil über die römische Kirche mitgetheilt haben, so wollen wir schon der Unparteilichkeit halber auch die Entgegnung des bekannten, in diesem Punkte ziemlich puritanisch gesinnten Dr. Krummacher beifügen, welche wir in dem methodistischen „Apologeten" von Cincinnati ohne Angabe der Quelle, aber ohne Zweifel aus irgend einer deutschen Zeitschrift finden.

„Wir wollen uns so kurz als möglich fassen, bemerken aber ausdrücklich, daß wir keine der Behauptungen des berühmten Historikers aus dem Zusammenhang gerissen, sondern genau seine Worte angeführt haben. Er sagt:

1) „Ich kenne nur eine römisch katholische Kirche, in welcher die Autorität des Papstes allein die Bestimmung hat, dem Lichte Christi zu dienen; man gehorcht dem Papste nur um Christi willen."

Das sagt Professor Leo von dem Papste, der sich wider Christi Gebot, Vater, ja heiliger Vater nennt und nennen läßt, von dem Papste, der die Bibelgesellschaften eine Pestilenz nennt, der dem Volke das Wort Gottes, dieses Licht auf unserem Wege, entzieht, der die Tradition, die so schlecht verbürgte, ja völlig unverbürgte, dem Worte Gottes gleichstellt, der alljährlich am Frohnleichnamfeste in Rom die evangelische Kirche und ihre Glieder als ketzerisch verdammt, der keine Lehre des Wortes Gottes unentstellt läßt, und der jeden Katholiken als einen Ketzer verurtheilt, der seine Decrete, seine Satzungen an dem Prüfstein der heil. Schrift erproben wollte.

2) Professor Leo sagt: „Ich kenne nur eine römisch katholische Kirche, in welcher an allen Heiligen nur das Kreuz Christi verehrt wird, was sie in Muth und Geduld getragen haben zu der Christen Heil und der Kirche Christi Verherrlichung."

Das ist nicht also. Das Verdienst der Heiligen wird so in der römischen Kirche hervorgehoben, daß die Gnade, durch welche sie allein selig geworden sind, völlig verschwindet. Die Heiligen werden zu einer Art von Halbgöttern gestempelt und man ruft sie an, um von ihnen Hülfe zu erlangen. Man treibt eine Art Polytheismus mit der Verehrung der Heiligen und hat solche für Zahnschmerzen, für Kreisende, für Brücken, für die Witterung und für tausend andere Dinge. Man macht sie zu Vermittlern zwischen Christo und den Menschen, ja man stellt die Maria über ihren Sohn hinauf, und dazu schweigt der Papst, schweigen die Geistlichen und befördern diesen Götzendienst.

3) Professor Leo sagt: „Ich kenne nur eine römisch katholische Kirche, die zwar menschliche*) Buße als Zeugniß der wahrhaftigen Buße fordert, aber kein äußeres Bußmittel, wenn es rein äußerlich ohne guten Willen (caritas) und ohne Glauben geleistet wird, als das Geringste helfend ansieht."

Menschliche Buße? Was ist das? wir kennen nur eine göttliche, d. h. eine vom Geist Gottes gewirkte Buße. Daß aber die römische Kirche denen, welche gewisse einzelne Sünden (gleichviel ob wahrhaftige Buße im Herzen sei) dem Priester bekennen und dann gewisse Fasten oder gottesdienstliche Uebungen übernehmen, die Absolution ertheilt, ist doch eine unläugbare Thatsache, die kein ehrlicher Katholik in Abrede stellen wird. Mögen unter den römischen Priestern einzelne sein, welche auf Herzensbuße dringen; im Allgemeinen gilt es überall als eine Art Gotteslästerung, an der Absolution der Priester, welche auf das Bekenntniß einzelner Sünden und auf die Befolgung der von den Priestern auferlegten äußerlichen Pönitenzen sich gründet, zweifeln zu wollen.

4) Professor Leo sagt ferner: „Die römische Kirche, die ich kenne, sagt nur, daß der Papst zu verehren sei als das Haupt der Geistlichkeit, in welcher Stellung er Statthalter Christi sei; in der Geistlichkeit aber verehrt diese Kirche deren Weihe zu Gott."

Wir entgegnen hierauf, daß der Papst keineswegs bloß der erste Geistliche in der röm. Kirche sei, wie uns Herr Professor Leo will glauben machen, sondern daß er wirklich darauf Anspruch mache, der unumschränkte und untrügliche Vertreter des Königs des Himmelreichs zu sein, dem sich die Geistlichen sowohl wie die Laien unbedingt und blindlings zu unterwerfen haben. Es ist auch nicht die „Weihe Gottes", welche die Kirche in den Geistlichen verehrt, sondern vielmehr der Nimbus, in den sie sich als solche einhüllen, welche täglich auf's Neue im „Sacrament des Altars" Christum opfern. Professor Leo idealisirt die römischen Anschauungen bis zur völligen Unkenntlichkeit.

*) ohne Zweifel ein Druckfehler für „äußerliche" Buße. — P. S.

5) Professor Leo behauptet ferner, der röm. Katechismus sage ausdrücklich, daß in der Verehrung der Heiligen nur die Verherrlichung Gottes gesucht werde.

Was hilft uns aber diese Versicherung, wenn diese Kirche unaufhörlich ihre Heiligen als verdienstvolle, fleckenlose Menschen darstellt und sogar von einem Schatze überflüssiger Verdienste dieser Heiligen nicht nur die Rede ist, sondern diese Schätze von Rom aus gespendet werden.

6) Eine weitere Behauptung Leo's lautet also: „Die röm. Kirche ist bona fide der Meinung, mit dem Evangelio im vollständigsten Einklang zu sein." Es sei ein entsetzlicher Irrthum, als wolle sie vom Evangelio nichts wissen.

Wir antworten: Von dem, was das Evangelium zum Evangelium macht, daß der arme Sünder aus Gnaden durch den Glauben an Christum ohne die Werke und ohne menschliche Vermittlung selig wird, weiß die röm. Kirche nichts und will auch davon nichts wissen. Wer dieses Evangelium predigt und glaubt, ist in ihren Augen ein verfluchter Ketzer, der Ausrottung werth.

7) Leo behauptet, „das Bibellesen sei in der röm. Kirche den Laien nicht verboten, sondern sie wolle nur dem naseweisen Herumspüren, dem unverdauten Gelese vorbauen."

Wir können hier einfach antworten: Man sehe das himmelschreiende Verfahren gegen die Familie Madiai; fügen aber noch hinzu, daß ohne specielle, höchst selten ertheilte Erlaubniß der Priester es keinem katholischen Laien erlaubt ist, die Bibel zu besitzen und zu lesen.

8) Professor Leo sagt weiter: „Bei der Reliquienverehrung werde nur eine wahrhaft christliche Schonung und Uebung vorhandener Pietät gepflegt; die Kirche fordere als solche von keinem Menschen den Glauben an die Reliquien, diese Dinge seien nicht Glaubenssachen."

Wir erwiedern nur das Eine: Da offenbar die Reliquien in der röm. Kirche verehrt, geküßt, umhergetragen, als kostbare Schätze gepriesen, vom Papste verschenkt und sorgfältig aufbewahrt, auch ihre Wunderwirkungen hervorgehoben werden, woher kommt es denn, daß man lügnerischerweise das arme Volk mit dem abgeschmacktesten Mährlein von diesen Reliquien überfüttert?

9) Endlich, um zum Schlusse zu eilen, behauptet derselbe Folgendes: „Dadurch, daß Christus allein unserer Kirche Haupt ist, hat sie noch keine monarchische, also als Kirche überhaupt noch nicht die Gestalt, in welcher gesunde Ruhe und Wachsthum ist. Die röm. Kirche, welche Christus auch zum Haupte hat, hat aber monarchische Grundlage, und ist daher facultativ, wenn auch für den Augenblick mit vielen Gebrechen behaftet, die uns von ihr trennen, doch die Kirche."

Da haben wir's! Also auch die Evangelischen müssen einen Papst haben, um gesunde Ruhe und Wachsthum zu gewinnen! Wir bleiben in Unruhe und Verkrüppelung, so lange wir ohne Papst sind! Gott bewahre unsere evangelische Kirche vor der gesunden Ruhe, die aus dem Papstthum quillt! Die Ruhe dort ist ein fauler Sumpf, ein Stagnum, dem pestilenzialische Dünste entsteigen.

Rom. — Nach dem Tode des Kardinals Diepenbrock waren acht Kardinalshüte vakant. Durch die Ernennungen vom 7ten März sind acht Kardinäle geschaffen worden, das Kollegium ist mithin jetzt ganz vollständig. Dieß ist sehr selten der Fall, da man gewöhnlich einige Stellen für dringende Fälle reservirt. Die Zahl der Mitglieder des Kollegiums ist auf 70 bestimmt. Hiervon sind jetzt 6 mehr als 80, 13 mehr als 70 Jahre alt. Der älteste ist der Kardinal Oppizoni, welcher 84 Jahre zählt und schon 50 Jahre Kardinal ist; der jüngste der Kardinal Andrea, welcher erst 41 Jahre alt ist. 54 Kardinäle sind Italiener, und nur 16 gehören anderen Nationen an; 33, also etwa die Hälfte des ganzen Kollegiums, sind Römer, 6 gehören Frankreich an und 3 Oesterreich.